This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

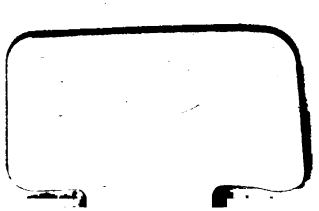
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08248010 8



(Schmidt
BLS

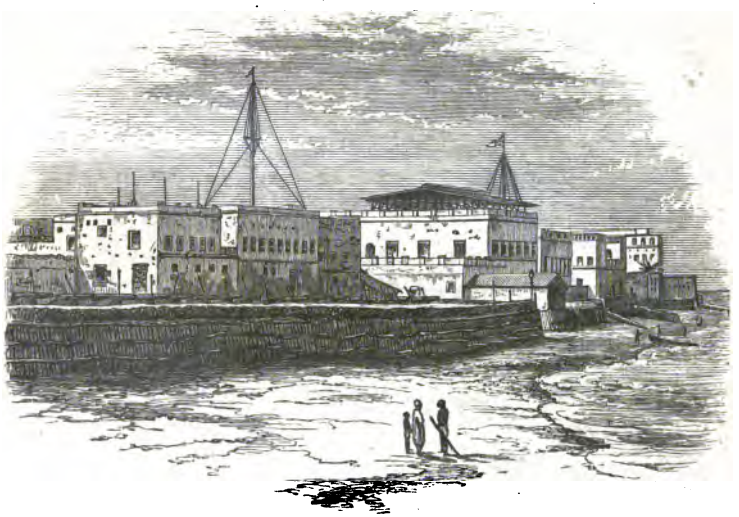
1949
415851

Sansibar.

Ein oſtafrikaniſches Culturbild.

Von

Dr. Karl Wilhelm Schmidt.



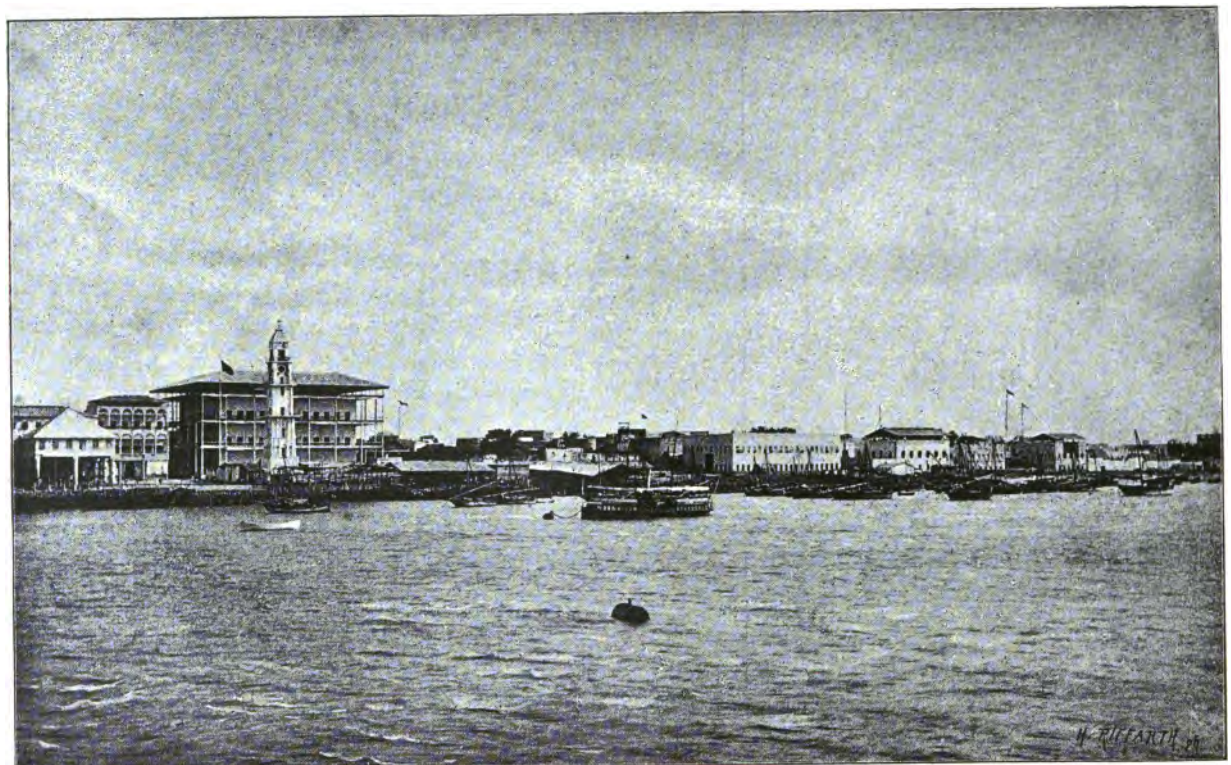
Mit 15 Abbildungen und einem Plan.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1888.

12

Sansibar.

PUBLIC L
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



Sanſibar vom Hafen aus geſehen.

Titelbild.

Sansibar.

Ein oſtafrikaniſches Culturbild.

Von

Dr. Karl Wilhelm Schmidt.

Mit 15 Abbildungen und einem Plan.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1888.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
415851
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R L

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Vorwort.

Seit dem Aufhören der Kreuzzüge hatte das Abendland auf ein thatkräftiges und gemeinsames Vorgehen gegen die andrängenden arabischen und osmanischen Völkerfluten außerhalb Europas verzichtet. Die Schwäche des alten Kaiserthums ließ zeitweilig sogar das Herz Europas durch die asiatischen Horden bedrängt erscheinen.

Als Byzanz gefallen, übernahm Venedig und später auch das moskowitische Reich die Vertheidigung der zweiten Linie. Venedig ist von England abgelöst, und noch heute haben die beiden Mächte England und Rußland die wichtige Aufgabe der Vertheidigung und Ausbreitung abendländischer Cultur und Sitte in Asien thatsächlich inne. Beide Mächte sind langsam aber stetig auf der ganzen Linie vorgerückt, und nicht lange mehr wird es dauern, so wird der unvermeidliche Zusammenstoß, der Kampf rivalisirender Interessen miteinander beginnen.

Der Kranz arabischer Reiche an der Nord- und Ostküste Afrikas blieb bis in unser Jahrhundert hinein noch ungestört. Napoleon unternahm, in richtiger Vorausahnung der Ziele französischer Colonialpolitik, den ersten Ansturm auf Aegypten, und nur die mächtige Gegnerschaft Englands ließ diesen ersten Versuch misglücken. Erst seit 1830, seit dem verhängnißvollen Schlag des Dei Hussein, zerbröckelt die arabische Herrschaft auch in Afrika Stück für Stück. Algier und Tunis sind in französischen Händen, Aegypten ist von England besetzt, Tripolis und Marokko sind schon so gut wie vertheilt. Auch der morsche östliche Flankenthurm, Sansibar, schien bereits den Engländern verfallen, mit mehr Anrecht sogar wie Aegypten, als plötzlich deutsche Männer sich ins Mittel legten — wobei es die histo-

rische Pflicht gebietet, Herrn Dr. Carl Peters in erster Linie zu nennen — und den Anspruch erhoben, ebenfalls an der Erbschaft des sterbenden Araberthums theilzunehmen.

In manchen Beziehungen unterscheidet sich dieser letzte Ausläufer arabischer Herrschaft von seinen Schwestergebilden. So ist er das zuletzt entstandene. Denn wenn auch schon seit dem 9. Jahrhundert eine Besiedelung der afrikanischen Ostküste durch die Araber stattfand, so war doch schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts die gesammte Küste in die Hände der Portugiesen gekommen. Von 1660 an beginnt der Kampf des Imâm von Maskat gegen die Eindringlinge, und erst ein Jahrhundert später hatte sich die arabische Herrschaft definitiv an der Ostküste Afrikas etablirt. Sie hat sich jedoch begnügt, die Eingeborenen zu beherrschen und wirthschaftlich auszubeuten, nie hat sie versucht, dieselben zu verdrängen. Daher ist Ostafrika auch nur als eine Handelscolonie der Araber zu bezeichnen, deren natürlicher Mittelpunkt in Sansibar selbst zu suchen ist.

Sansibar liegt so recht im Brennpunkte aller aus dem Innern nach der Küste zuführenden Karavanenstraßen; von hier aus sind die Hafenplätze der Ostküste im Norden und Süden am leichtesten erreichbar. Ein ausgedehnter Verkehr hat sich sogar nach Madagaskar, nach Arabien und nicht zuletzt auch nach Indien hin entwickelt.

Eine erhöhte Bedeutung hat Sansibar noch durch die Ereignisse im Sudan gewonnen. Die alte Straße zu dem äquatorialen Centralafrika, Aegypten, ist für Europa blockirt, vom Kongo her suchen sich fremde Nationen eine zweite zu bahnen; das Thor zur dritten ist Sansibar. Wer wird bei dem Wettkampfe den Sieg davontragen?

Dies ist in flüchtigen Linien das Bild der Bedeutung Ostafrikas in der Weltgeschichte. Und dieses Bild dürfte seine Züge neuerdings verändern, jetzt, wo Deutschland in die Geschicke jener Länder eingreift.

Ist Ostafrika auch nicht die erste coloniale Erwerbung, so ist sie doch in gewisser Beziehung die bedeutungsvollste! Zum ersten mal tritt Deutschland in fremden Welttheilen auf, um seit alters her bestehende Reiche in ihrer Existenz zu be-

drohen. Es handelt sich nicht nur um willenlose, schlecht gegliederte Negerhorden, sondern um einen wirklichen Staat, mit einem „wirklichen" Sultan an der Spitze. Begreiflich ist es, daß dieser Umstand auf die Köpfe jener breiten Bevölkerungsschicht Deutschlands, welche sich durch eine einseitige, auf die Erkenntniß der Vergangenheit gerichtete Schulbildung an eine philologisch-historische Betrachtungsweise gewöhnt hat, eine bedeutende Wirkung ausübte. Es ist ebenso begreiflich, daß sich gegen den geräuschvollen Enthusiasmus dieser Schichten eine ebenso lebhafte Opposition der nüchternen Politiker geltend machte. Hier liegen eben zwei ihrem Wesen nach unversöhnliche Weltanschauungen miteinander im Kampf.

Was dem gelehrten Touristen, dessen Existenz auf der Erzeugung und dem flotten Absatz geistreicher Essays über die Vergangenheit beruht, als ein bedeutungsvolles Denkmal erscheint, ist dem Landmann vielleicht nichts als eine unnütze Ruine, die ihm den Raum für seine Kornfelder einengt. Was dem historischen Blicke epochemachend däucht, weil es in der Darstellung die überraschendsten Vergleiche, die geistreichsten Betrachtungen gestattet, erscheint dem rechnenden Praktiker, dem es nur auf Neubegründung menschlicher Existenzen ankommt, als eine übereilte und vielleicht verfehlte Speculation. Wie geringfügig schätzt der Historiker alten Stils die stetige und geräuschlose Besiedelung Australiens durch die nüchterne angelsächsische Rasse im Vergleich mit dem Zuge Alexander's nach Indien oder den Kriegszügen Cäsar's in Gallien! Dort gab es eben keine Könige zu stürzen und keine Verfassungen zu vernichten, wenn es auch galt, Millionen arbeitsamer Menschen eine neue, glückliche Heimat zu sichern.

Welche Betrachtungsweise recht hat, das zu entscheiden ist hier nicht der Ort. Jeder wird die Entscheidung nach seiner Anlage und Lebensstellung verschieden fällen.

Aber halten wir fest: gerade gewisse historische Reminiscenzen sind es, welche die außerordentliche Wirkung auf die Phantasie gewisser Kreise des deutschen Volks hervorgebracht haben. Die durch die Bilder der Vergangenheit erregten Köpfe nahmen Afrika als eine Erlösung aus dem alltäglichen Leben

der Gegenwart, wo es nur Arbeit und wieder Arbeit und nur allmählichen Fortschritt gibt.

Dem einen erschienen jene Länder als ein Feld, wo Reichthümer auf der Straße liegen und nur auf den glücklichen Finder warten, wobei allerdings zu verwundern ist, daß nicht schon andere dieselben gehoben, da doch bereits mancher die Straße gewandert ist; dem andern erschienen sie als eine Stätte, wo es sich doch einmal lohnt, sein Leben auf das Spiel zu setzen, um dann als ruhmgekrönter und für das Vaterland schaffender Afrikareisender nach Deutschland zurückzukehren; die letzten endlich — und das waren die meisten — wollten sich wenigstens in ihren Mußestunden mit Afrika beschäftigen, um das Gefühl zu haben, an einer großen Sache thätigen Antheil zu nehmen.

Es dürfte an der Zeit sein, dieses Reich der Phrase und der Täuschung zu verlassen und mit ruhiger und mühevoller Arbeit aus jenen Gebieten das zu schaffen zu suchen, was sich der Natur der Sache nach aus denselben machen läßt.

Fern sei es von mir, der emporstrebenden Thatkraft Deutschlands, dem erwachenden Unternehmungsgeist eine mistrauische und unfruchtbare Kritik entgegenzusetzen; nur einem nüchternen, zielbewußten Streben, dem Realismus auch in der Colonialpolitik, möchte ich das Wort reden. Während meines $1^1/_2$jährigen Aufenthalts in Diensten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, den ich theils in Sansibar, theils in Reisen auf dem Festlande verbrachte, bin ich redlich bemüht gewesen, nach dieser Richtung hin zu wirken, und auch die nachfolgenden kleinen Skizzen haben das Bestreben, einen bescheidenen Beitrag zur Richtigstellung mancher irrthümlichen Auffassungen zu liefern.

Meine Ansichten und Vorschläge, die Zukunft Ostafrikas betreffend, werde ich an anderer Stelle den interessirten und betheiligten Kreisen unterbreiten.

Berlin, im November 1887.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

1. Ankunft in Sansibar.

Nacht der Ankunft. — Eindrücke. — Ansicht am Morgen. — Ausschiffung. — Zollrevision. — Ankunft im Usagara-Haus . . . . 1—5

2. Die Stadt.

Günstige Lage der Insel. — Hafen, Verkehr. — Die Dhau. — Situation der Stadt. — Palast des Sultans Seyid Bargasch. — Das Bauen im allgemeinen. — Straßen, Häuser, Ruinen, Moscheen. — Europäischer Besitz. — Vorstadt Ngambo und Madagascar Town. — Marktplatz. — Barbiere, Händler und Straßenleben. — Oelmühle. — Sansibar zur Zeit des Nordost-Monsun. — Die Somali. — Gebetsübungen derselben. — Waffen. — Charakter . . . . . 6—15

3. Bauart und Inneres der Häuser.

a. Araber. Situationsplan des Hauses. — Innere Ausschmückung. — Mobiliar. — Küche. — Hausthür. — b. Inder. Kaufmännischer Beruf. — Laden. — Hintere Räume. — Schmutz in den Indervierteln. — c. Neger. Negerviertel Ngambo. — Sauberkeit. — Construction der Hütten. — Feuergefährlichkeit der Dächer. — Feuersbrunst in Pangani. — Aberglauben und Roheit des Volks. — Vorfall in Sansibar. — Inneres der Hütten. — Mobiliar und Hausrath. — Hütten innerhalb der Stadt . . . 16—23

4. Nichteuropäische Bevölkerung.

Bevölkerungsziffern im allgemeinen. — Historische Darstellung der Besiedelung. — Portugiesen. — Araber.

a. Araber.

Religiöse Sekten. — Rauchen und Betelkauen. — Festtage. — Aristokratisches Wesen. — Empfindliches Ehrgefühl. — Traurige Episode mit ara-

bischer Dhaubesatzung. — Religiöser Fanatismus. — Kampfweise. — Waffentanz der irregulären Truppen. — Kampfspiel auf Gr. Comoro. — Waffen. — Kleidung. — Bartfärben. — Parfum. — Schlauheit und schamlose Lügen. — Macht des Araberthums. — Episode mit dem Wali von Pangani. — Gastfreundschaft. — Enthaltsamkeit von Spirituosen. — Kunstfertigkeit. — Sklavenhandel. — Hamali. — Stellung der Sklaven im allgemeinen. — Gesinnung derselben. — Behandlung der Sklaven. — Unmöglichkeit der Gleichstellung des Negers mit dem Europäer. — Wie erzieht man den Neger . . . . . 24—50

b. Neger.

Ziemlich wesentliche Unterschiede vom Araber. — Erklärung des Ausdrucks „Suahili". — Sprache. — Schriftzeichen. — Namen. — Aeußere Charakteristik. — Religion. — Aberglaube. — Medicin. — Amulete. — Trägheit in unserm, nicht in absolutem Sinn. — Unsere Cultur zur Herrschaft berechtigt. — Kraft und Ausdauer. — Stellung zur Arbeit und zur Zeit. — Schauri. — Begrüßungsart im Innern. — Tapferkeit. — Waffen. — Gutmüthigkeit. — Neugierde. — Mangel an Achtung und Verständniß für die Europäer. — Lügen. — Stehlen. — Natürlicher Instinct, aber Mangel an Ueberlegung. — Eitelkeit. — Innere Ruhe und Gleichgültigkeit. — Zank. — Gefühlsleben. — Mistrauen. — Vater und Mutter. — Freund. — Dichtung und Gesang. — Tanz (Ngoma). — Musik. — Spiele. — Schule. — Tracht der Männer. — Tracht der Weiber. — Schmuck. — Bemalen. — Parfum. — Figur und Moral der Negerinnen. — Die Frau. — Häusliche Arbeiten. — Hauptnahrungsmittel. — Sorgfalt in Reinhaltung des Mundes. — Gemüse. — Früchte. — Genußmittel. — Geistige Getränke. — Kunstfertigkeit . . . . . 51—91

c. Inder.

Unterscheidung in Banianen und Hindi. — Inder das handeltreibende Element. — Charakter. — Kleinkrämer, Handwerker. — Tracht der Männer. — Tracht der Frauen. — Reicher Schmuck. — Henna. — Parfum und Räucherwerk . . . . . 92—95

d. Belutschen, Perser, Goanesen . . . . . 96—97

5. Der Sultan, Verwaltung und Militär.

Sultan Seyid Bargasch. — Arabische Successionsordnung und Folgen. — Audienzen. — Hofstaat. — Harem. — Nächtliche Fahrten nach der Schamba. — Tschukuani. — Einladungen der Europäer. — Abendliche Musikaufführungen und Schaustellungen. — Pira Dautji. — Mehemet Ali. — Kari ben Hadji. — Gefängnißwesen. — Oeffentliche Sicherheit. — Einkünfte des Sultans. — Vermögen. — Dampfer. — Militär. — Paraden. — Musikcorps. — Kriegerische Unternehmungen. — Orden. 98—115

6. Europäische Bevölkerung.

Zahl der Europäer. — Consulate. — Sir John Kirk und die Stellung Englands. — Stellung Deutschlands. — Englische Missionen. — Politische Wichtigkeit aber religiöse Nichtigkeit derselben. — Kirchenbauten in Sansibar und Magilla. — Französische Mission. — Hospital. — Bagamojo. — Deutsche Missionsthätigkeit . . . . . 116—122

7. Handel und Verkehr.

Geschäftshäuser in Sansibar. — Eigenthümlichkeiten des Handels im allgemeinen. — Elfenbeinhandel. — Gesammtumsatz. — Antheil Deutschlands. — Productionsgebiete. — Exportartikel. — Artikel des Localhandels. — Importartikel. — Hebung des Imports schwierig. — Neuer Freundschafts- und Handelsvertrag. — Bestrebungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. — Münz- und Bankverhältnisse. — Wohlstand zurückgegangen. — Dampferlinien. — Die projectirte deutsch-ostafrikanische Linie. — Localverkehr . . . . . 123—155

8. Meteorologische, klimatische und gesundheitliche Verhältnisse.

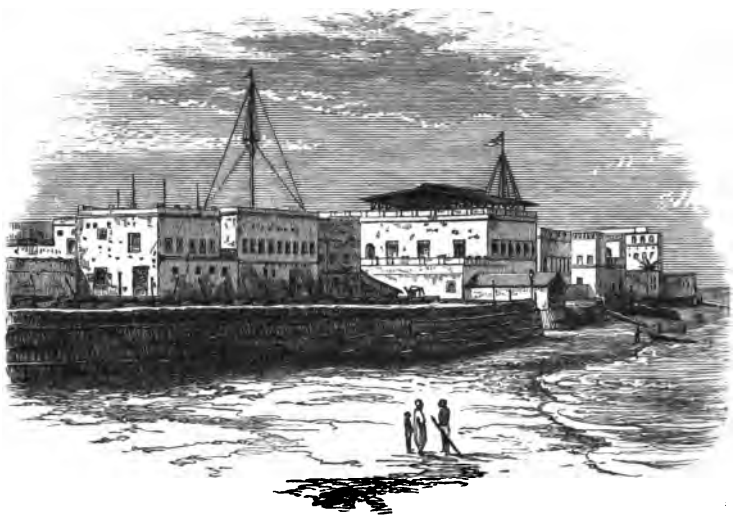
Monsun. — Meteorologische Verhältnisse im allgemeinen. — Jahreszeitenwechsel. — Temperatur. — Hoher Wasserdampfgehalt der Luft. — Ueppige Vegetation. — Spaltpilze. — Fieber. — Erkrankungen des Magens und des Darmtractus. — Dysenterie. — Hautkrankheiten. — Rother Hund. — Geschwüre und Wunden. — Sonnenstich. — Pocken. — Specifische Krankheiten. — Augenkrankheiten. — Elephantiasis. — Heilkünste der Araber und Neger. — Zaubermittel. — Der „Pepo". — Kleidung des Europäers. — Allgemeine Regel . . . . . 157—185

Abbildungen im Texte.

Seite

Ansicht eines Theiles der Seefront von Sansibar 2
Somali 13
Araber 39
Suahili aus Stanley's Gefolge 66
Musikinstrumente der Neger 76
Kinanda Kinubi 77
Kinanda 78

Noch eine kurze Strecke, und zahlreiche flimmernde Punkte bekunden, daß das Ziel nun bald erreicht sein wird. Näher und näher rücken sie heran, auf dem Lande und auf dem Meere zerstreut, und plötzlich, ehe man es für möglich hält, breitet sich die Stadt wie illuminirt vor den erstaunten Blicken aus. Der Anker rasselt in die Tiefe und das eben noch so laute Getreibe an Bord weicht wieder einer schweigenden Stille. Der alte verwetterte Seemann ist gefeit gegen sentimentale



Ansicht eines Theiles der Seefront von Sansibar.

Gefühlsschwärmereien; der leuchtende Anblick ringsumher berührt ihn nicht.

Und doch, wie zauberisch war der erste Anblick dieser Stadt! Die andere, die orientalische Welt, sie drängte sich dem Gefühle deutlich auf. Tausend Lichter glitzerten am Strande. In der Mitte erhob sich ein hoher, viereckiger Thurm, mit vielen Lichtern besetzt und oben auf der höchsten Spitze von einer weithin strahlenden elektrischen Flamme gekrönt. Gespensterhaft zeichnen sich dahinter die weißen, viereckigen Häusermassen ab, allen voran ein paar mächtige Gebäude,

der Palast und Harem des Sultans. Blühende und grünende Büsche sind im Mondenglanze deutlich davor erkennbar. Im Hintergrunde erheben sich aus leichtem Nebel- und Wolkenschleier hie und da nickende Palmenwedel; das Ganze ein Bild, das dem Gedächtniß unauslöschlich sich einprägt.

Der nüchterne Morgen streift allerdings den poetischen Schmelz von dem Bilde ab. Die ungewisse Beleuchtung, der zauberhafte Schimmer ist verschwunden. Alles tritt scharf und klar in der blendenden Sonne hervor, sowol die weiß getünchten Häuserwürfel als die grünenden, wogenden Kokoswälder. Aber doch bleibt es ein freundlicher, lachender Anblick, und man fragt sich als Neuling erstaunt, wie es möglich, daß bei dieser so in die Augen springenden Fruchtbarkeit der Insel Ostafrika als unfruchtbar verschrien ist!

Unser Titelbild zeigt die Stadt Sansibar vom Meere aus gesehen. In der Mitte erhebt sich der mit einem elektrischen Lichte gekrönte Thurm. Dahinter der neue, links daneben der alte Sultanspalast mit den sich daranschließenden Baulichkeiten des Harems.

Ein Boot führt uns endlich mit unserm ganzen Berge von Gepäck an das Land und somit sind wir in den Bannkreis der afrikanischen Bevölkerung eingetreten.

Es ist gerade Ebbe, und ein durchaus nicht nach Ambra und Myrrhen duftender Geruch erhebt sich aus dem Schlamme des Strandes. Ein Rudel schwarzer Gestalten stürzt auf uns los, und wir erfahren sofort, auf welche Weise die Ein- und Ausschiffung des Msungu (d. h. des Weißen) hier vor sich geht: hoch auf den Schultern eines Negers reitend, wird er von diesem ans Land getragen. Im Anfang scheint die Sache etwas gewagt und man möchte sich gern in dem jedoch leider meist nicht vorhandenen Haare des Reitthiers festkrallen. Jedoch gewöhnt man sich bald daran und durchmißt auf diese Art später mit Vergnügen weite Strecken. Es ist bewundernswerth, mit welcher Sicherheit und Ausdauer

sich der Neger seiner Aufgabe selbst in einem sumpfigen, glitschigen, von zahlreichen Mangrovewurzeln durchzogenen Terrain entledigt. Niemals habe ich gesehen, daß jemand dabei zu Fall gekommen wäre!

Auch unser Gepäck ist ohne unser Zuthun inzwischen auf Schultern und Köpfe geladen und die wenigen Schritte nach dem Zollhaus hinaufgeschleppt. Hier beginnt nun eine schwere Schlacht um den zu erlegenden Zoll. Nach einigem Suchen findet sich jemand, der leidlich englisch spricht, und nun erfolgt ein lächerliches Frage- und Antwortspiel. Jeder Gegenstand ruft die Frage wach: Was ist das, was kostet das? und nach langen Unterhandlungen kommen wir schließlich mit dem bescheidenen Zoll von 1 Pfd. St. davon. Von neuem setzen wir uns in Marsch. Die Kisten und Kasten werden diesmal zu mehrern mit einem starken Seil zusammengeschnürt und in der Mitte an einer langen Stange befestigt. Je zwei Neger schleppen dann eine derartig belastete Stange auf den Schultern durch die Straße. Auf diese für die Betreffenden ganz außerordentlich beschwerliche Weise geschieht fast der gesammte Gütertransport in Sansibar.

So geht es nach dem Usagara-Hause, dem Gebäude, welches die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft in Sansibar für den Aufenthalt ihrer Beamten gemiethet hat. Zu jener Zeit befand sich diese Residenz weit im Süden der Stadt, unweit des Deutschen Konsulats und fiel durch die grellblauen Fensterläden in der engen Straße schon von weitem in die Augen. Es waren damals nur drei Herren anwesend, sodaß trotz der großen Beschränkung des Raums doch noch ein Plätzchen zu finden war.

In einem öden, langgestreckten Raume schlug ich mein Lager auf und begann sofort in fieberhafter Unruhe meine Siebensachen auszupacken und zu ordnen. Mit einem seltsamen Gefühle der Ehrfurcht und der Aufregung betrachtete ich die vor den Fenstern schwankenden Kokospalmen und son-

stigen exotischen Gewächse. Die plötzlich von allen Seiten auf mich einstürmenden fremdartigen Eindrücke wogten ohne Zusammenhang in mir auf und nieder und zum ersten mal in meinem Leben konnte ich eines etwas bedrückenden Gefühls in dieser Fremde nicht Herr werden. Erst nach vielen Tagen fand ich die Ruhe wieder und kam dann zu meinem Erstaunen zu dem Bewußtsein, daß diese vermeintliche Fremde, diese fremden Gestalten und Verhältnisse doch auch nur menschlich seien und in nichts Wesentlichem von dem Bekannten abwichen!

2. Die Stadt.

Günstige Lage der Insel. — Hafen, Verkehr. — Die Dhau. — Situation der Stadt. — Palast des Sultans Seyid Bargasch. — Das Bauen im allgemeinen. — Straßen, Häuser, Ruinen, Moscheen. — Europäischer Besitz. — Vorstadt Ngambo und Madagascar Town. — Marktplatz. — Barbiere, Händler und Straßenleben. — Oelmühle. — Sansibar zur Zeit des Nordost-Monsun. — Die Somali. — Gebetsübungen derselben. — Waffen. — Charakter.

Die Stadt Sansibar, an der Westküste der sich ungefähr von Norden nach Süden erstreckenden gleichnamigen Insel gelegen, ist der unbestritten wichtigste Platz des ganzen tropischen Ostafrika. Die Insel, durch einen schmalen, nur wenige Meilen breiten Kanal vom Festlande getrennt, liegt so recht im Brennpunkte des durch die großen centralafrikanischen Seen umgürteten östlichen Handelsgebiets.

Das Fahrwasser in jenen Gegenden ist im allgemeinen ein gutes, und die Insel trägt bisher auch nur zwei Leuchtfeuer, eins am äußersten Nordende an der Durchfahrt zwischen Sansibar und Pemba und ein anderes an einer weiter südlich vorspringenden Landspitze gelegen. Der Hafen wird durch eine große Einbuchtung der Küste gebildet und zeigt nur bei starkem Südwest-Monsun bewegtes Wasser. Am äußern Eingang der Bucht liegen einige kleine Koralleninselchen zerstreut, die unbewohnt, nur ab und zu einmal von Jägern besucht werden. Auf einer derselben befindet sich ein englischer Kirchhof, sodaß sie unter den Europäern den bezeichnenden Namen Todteninsel führt.

Der Hafen zeigt gewöhnlich ein sehr belebtes Bild, denn außer den zahlreichen arabischen Fahrzeugen, den Dhaus, sind immer mehrere Handels- und Kriegsschiffe vorhanden. Selbst Segler, sowol deutsche als amerikanische, finden sich ab und zu ein. Die Frequenz durch Kriegsschiffe ist besonders in den letzten Jahren eine sehr bedeutende gewesen. Deutschland, England, Frankreich und Portugal stellten das Hauptcontingent.

Die arabischen Dhaus sind vor allem zur Zeit des Nordost-Monsun, also in den Monaten Februar bis April, in großer Zahl zu finden. Sowol aus dem Somalilande als auch aus Arabien, von Maskat u. s. w. kommen sie dann herunter, um gegen Landesproducte europäische Waaren einzukaufen und zu tauschen. Es ist erstaunlich, was für Strecken der Araber auf so kleinen, gebrechlichen Nußschalen zurücklegt, und wer je einmal auf hoher See mit denselben gesegelt ist, wird dies nie vergessen. Man sollte meinen, daß jede über dem winzigen Dinge zusammenbrechende Woge es zerschmettern und in den Grund bohren müsse; aber immer wieder taucht es von neuem unbeschädigt aus den Fluten empor, bis vielleicht ein gar zu mächtiger Anprall es dennoch einmal seinem endlichen Schicksale entgegenführt. Solche für die hohe See bestimmte Fahrzeuge unterscheiden sich in Größe und Bauart durch nichts von den nur für den Küstenverkehr dienenden. Einzig ein flaches, gut gezimmertes Verdeck schützt den Schiffsbauch vor eindringendem Wasser. Den Küstenfahrzeugen fehlt dieses Deck vollständig; die geladenen Waaren werden nur durch ein Schilf- oder Palmblattdach geschützt.

Doch kehren wir zu dem an dem blauen Meere sich hinziehenden Sansibar zurück. Die Situation zeigt besser als alle Beschreibung die beigefügte Skizze eines Plans der Stadt und Umgegend. Als Kern der eigentlichen Stadt, um welchen sich alles andere anschließt, ist der fast direct an der See gelegene Palast des Sultans zu betrachten. Mit dem Gebäude des Harem und andererseits mit dem viereckigen, ein elektrisches

Leuchtfeuer tragenden Thurme umschließt er einen kleinen Platz, den Paradeplatz Sansibars. Hier steht auch seitwärts der große, die rothe Flagge des Sultans tragende Mast.

Schon seit langer Zeit ist Seyid Bargasch[1] das Haus zu klein geworden, schon seit langer Zeit ließ er an einem größern, imposantern Palaste bauen. Derselbe erhebt sich dicht neben dem alten Gebäude und ist mit diesem auch durch einige gedeckte Gänge verbunden. Mächtige eiserne Säulen tragen die ringsumher laufenden offenen Galerien und ein schön geschnitztes indisches Portal bildet den Eingang. Aber Allah schien ihm bisher den Besitz eines solchen Schatzes nicht zu gönnen. Denn zweimal ist das ganze, halb fertiggestellte Gebäude wieder zusammengestürzt, und selbst jetzt, nach Beendigung des Baues, ist bei den Eingeborenen nicht selten noch eine gewisse Scheu davor zu bemerken. Wenn die Schuld an solchen Unglücksfällen wol zum größten Theile dem Baumeister zuzuschreiben ist, so darf man doch auch nicht vergessen, daß das Bauen in Sansibar keineswegs etwas Leichtes ist. In continuirlicher Folge ist ein großes Gebäude gar nicht aufzuführen, da der verwendete Lehmmörtel nicht in genügend kurzer Zeit trocknet und erhärtet. Hat die Umfassungsmauer eine gewisse Höhe erreicht, so wird mit dem Bau für das betreffende Jahr aufgehört, um dem Mörtel erst Zeit zum Trocknen zu gönnen. Kommt dann die große Regenzeit, so muß er schon so viel Widerstandsfähigkeit besitzen, um von den niederrauschenden Wasserströmen nicht mehr fortgewaschen zu werden, sonst ist Zusammensturz die unvermeidliche Folge. Ein größerer Bau erfordert somit mindestens eine Zeit von zwei und selbst noch mehr Jahren. Als Steinmaterial wird überall der so reichlich vorhandene Korallenkalk verwendet.

[1] Die Schreibweise dieses Namens erfolgt in sehr verschiedenartiger Form: Seyyid, Seijid, Saayd, Sa'id, Said, ferner Barghasch, Burgasch u. s. w.; in den neuesten officiellen Schriftstücken erscheint die Form Seyid Bargasch ben Said.

Die Straßen sind, orientalischer Sitte entsprechend, eng und winkelig. Jedoch führt ein ununterbrochen fahrbarer Weg in weitem Bogen von Nordwest nach Südost durch die Stadt, vom Sultan durch das Häusermeer durchgeschlagen, um seine Landsitze auf guter Straße zu Wagen erreichen zu können. In der Regenzeit verwandeln sich diese engen Gassen bei einem ordentlichen Gusse in rauschende Bäche, und der Unglückliche, der gerade gezwungen ist, einen Gang zu machen, wird stets von unten und oben bis auf die Haut durchnäßt, denn was helfen da Schirme, Ueberschuhe u. dgl.!

Die Häuser sind alle nach arabischer Art gebaut; große viereckige, jedoch meist reichlich Fensteröffnungen tragende Kasten mit flachen Dächern. Dazwischen drängen sich kleinere Gebäude, Ruinen auf jeder nur denkbaren Stufe des Verfalls und in manchen Gassen selbst schilfgedeckte Hütten. Alles dies paßt so recht zu der Enge und Winkeligkeit der Straßen, und mit wahrhaft künstlerischem Genuß betrachtet man manche Bilder dieses malerischen Chaos. Um solche Ruinen mit zerbröckelnden, halb eingestürzten Wänden, mit einzelnen, hochemporstrebenden und bis zu den Zinnen mit wucherndem Grün bekleideten Mauern, mit blühenden Granatbüschen, ja selbst mit einer kühn das Steinwerk durchbrechenden Kokospalme würde manches deutsche Badeörtchen Sansibar beneiden. Und hier liegen sie ganz unbeachtet, gefangen in dem Gewirr der Gäßchen. Nicht auf das Elend der Bevölkerung darf man aus solchen Spuren des Verfalles schließen, sie resultiren vielmehr aus der arabischen Sitte, daß ein Sohn den Hausbau seines Vaters nicht weiterfördert, sobald derselbe darüber verstorben. Man betrachtet ein solches Ereigniß wol als ein Zeichen des Misfallens Gottes.

Etwas, was andern mohammedanischen Städten eigentlich erst das rechte Gepräge gibt, die imposanten Moscheen mit den weithin leuchtenden schlanken Minarets und Thürmchen, wird man in Sansibar vergebens suchen. Bescheidene, nicht

im mindesten durch äußern Schmuck erkennbare Gebäude vertreten hier die Stelle der Gotteshäuser, und wenn man nicht in der mit Matten belegten Halle die Gläubigen knien und beten sähe, würde man alles andere wie eine Moschee in dem Gebäude vermuthen. Ich möchte sagen, dies bringt es uns so recht deutlich zum Bewußtsein, daß wir uns hier an der Ostküste des schwarzen Welttheils, in einer Stadt befinden, die mit der Wiege und Blüte des Islam nichts zu schaffen hat. Die Schätze und Reichthümer, die der mohammedanischen Welt zur Zeit ihrer Blüte zu Gebote standen, mit denen sie Kunstwerke über Kunstwerke schuf, haben ihren Abfluß nicht auch in diese entlegenen wilden Districte gefunden.

Ein eigentliches Fremdenviertel existirt in Sansibar nicht, sondern die Europäer wohnen überall in der Stadt zerstreut. Auch ist der Privatbesitz ein sehr beschränkter, denn der Sultan erweist sich durchaus als kein Freund derartiger Bestrebungen. Deutscherseits besitzt nur die Firma O'Swald ein eigenes, vorzüglich gebautes großes Haus. England kann natürlich mehr derartiges privates Eigenthum aufweisen, welches sich selbst auf Landbesitz im Innern der Insel erstreckt.

Als eine Vorstadt Sansibars erscheint ein im Osten und Norden gelegener Häusercomplex, welcher durch eine breite Lagune, die, von Norden eindringend, sich in weitem Bogen um die Stadt zieht, von letzterer getrennt ist. Eine mächtige steinerne Brücke, ein Unicum in Sansibar, überspannt diesen Meeresarm und vermittelt so die directe Verbindung zwischen Stadt und Vorstadt. Der im Norden gelegene Theil jenes Viertels, welcher direct durch die Brücke mit der Stadt verbunden ist, führt im Volksmunde den Namen Madagascar Town; die südliche, unter Mangobäumen und Kokospalmen versteckte Partie heißt Ngambo. Dies Ngambo, nur aus Lehm- und Palmblätterhütten aufgebaut, repräsentirt das eigentliche Heim des Negers in Sansibar, während die reichlich von Indern bevölkerte Madagaskar Town den industriellen,

kaufmännischen Theil jenes Viertels vorstellt. In der breiten Straße der Madagaskar Town drängt sich Laden an Laden, ausgestattet mit allem, wonach das Herz des Schwarzen sich sehnt: Perlenschnüre, Armringe, Spiegel, Messer, Zeuge, Stoffe u. s. w. Auch Lebensmittel, Früchte und Gemüse sind hier immer aufgestapelt. Besonders gegen Abend, zu der Zeit, wo alle in der Stadt beschäftigt gewesenen Neger nach Hause gehen, wogt ein lebhaftes Getreibe in der Straße auf und ab, um nach allen Seiten allgemach dann abzufließen. Jetzt ist die Zeit, wo in Ngambo das Ngomatanzen beginnt, wo an den verschiedensten Stellen der Paukenschlag und das Blechgeklirr ertönt. Senkt sich die Nacht alsdann mit hellem Mondschein nieder, so wird der Tanz lebhafter und lebhafter und geht ohne Unterbrechung, ohne Ermüdung nicht selten bis zum frühen Morgen fort.

Das größte Leben in der Stadt Sansibar selbst ist auf dem kleinen Marktplatz dicht neben dem Fort zu finden. Hierher strömen schon am frühen Morgen von den Schambas, den Pflanzungen im Innern der Insel, lange Sklaven-Karavanen, die auf ihren Köpfen alle nur vorhandenen Gemüse und Früchte heranschleppen, auch wol Ziegen und Rindvieh zum Verkaufe antreiben. Wenn der Markt recht voll ist, so sieht man nur eine zusammengeballte, undurchdringliche Menschenmasse, die mit ihrem Geschrei und Rufen einen ungeheuern Spektakel macht. Seitwärts an den Häuserreihen haben wol Händler mit arabischen Waffen und Kleidungsstücken ihren Stand aufgeschlagen, und wenn man die für feine Silberarbeiten zu zahlenden hohen Summen nicht scheut, so kann man manche gute Stücke hier erstehen.

Auch der Friseurladen Sansibars befindet sich hier. An geschützten Stellen kann man in größerer oder geringerer Zahl die Fundi (Meister) herumsitzen sehen. Ein Schwarzer hockt wol vor ihnen und läßt die gewünschten Verschönerungsversuche an sich vornehmen, die meist in einem vollständigen Glattrasiren

des Kopfes bestehen. Dies wird ebenso sorgfältig und gewissenhaft wie bei uns das Rasiren des Bartes vorgenommen. Letzterer Procedur braucht sich der Neger meist nicht zu unterziehen, da der Bartwuchs bei ihm im allgemeinen ein ungemein schwacher ist. Vollbärte sind nichtsdestoweniger sowol bei Negern wie auch bei Arabern sehr beliebt, und mancher bemüht sich wol im Stillen eifrig, den Wuchs des Backenbartes zu fördern. Der lange Schnurrbart, gerade die Zierde unserer Jugend, ist dagegen verpönt. Stets wird der Araber ihn möglichst kurz stutzen, ohne ihn jedoch direct zu rasiren.

Der Marktplatz ist auch so recht im Mittelpunkte des kleinhändlerischen Verkehrs gelegen. Die von hier ausstrahlenden Straßen sind fast nur mit indischen Läden besetzt, und ein Gang durch jenes Gewirr wird uns immerhin manches Interessante bieten. Wir werden bald die Beobachtung machen, daß die verschiedenen Gewerbe und Artikel, wie wir es ja auch jetzt noch in manchen unserer alten deutschen Städte antreffen können, sich möglichst nach Straßen und Quartieren gesondert haben. Hier finden wir nur Eisen- und Kurzwaarenhändler, hier nur Manufacturwaaren, dort nur Material- und Spezereiwaarenläden. Auch die Kupferschmiede, die Klempner u. s. w. sind meist in bestimmten Gruppen vereinigt. Gehen wir weiter, so erreichen wir vielleicht eine Straße, die einzig und allein Gemüse- und Fruchthändler aufweist. An anderer Stelle wieder wird Fisch, an anderer Betelblätter und Arekanuß verkauft. Vielleicht passiren wir auch einen der sultanlichen Ställe, d. h. einen mehr oder minder offenen Schuppen, in dem Pferde und Rinder untergebracht sind. Oder es ist uns vergönnt, einen Blick in eine der hie und da vorhandenen Oelmühlen zu werfen. Kamele sind hier die treibende Kraft, indem sie ein Göpelwerk im Kreise herumführen. Bedenklich und große Umstände verursachend ist immer der Tod eines dieser armen Thiere; denn wie alles in Sansibar durch Menschenkraft verrichtet wird, so muß auch der Cadaver einzig

durch Menschenarbeit und Menschenhände forttransportirt werden. Und was dies bei einer derartig schweren Masse sagen will, wird erst der verstehen, der einen solchen Transport mitangesehen hat. Vielleicht ein Dutzend Schwarze ächzen unter der ungeheuern Last einher, schon nach einigen Minuten wieder Pause machend, um frische Kraft zu schöpfen.

In seiner ganzen Größe zeigt sich Sansibar nur in den Monaten Februar, März, April, wo mit dem wehenden Nordost-Monsun die Dhaus aus Arabien und dem Somalilande anlangen. Denn bemerkenswertherweise geht der gesammte nicht unbedeutende Handel des Somalilandes bisjetzt über Sansibar. Zu jener Zeit kann man überall die Somali in den Straßen in Gruppen umherwandern oder auch wol in den Läden einkaufen sehen. Sie sind ohne weiteres durch ihr stolzes, selbstbewußtes Auftreten, durch den intelligenten Schnitt und Ausdruck des Gesichts, sowie durch ihre mächtige braune Haarperrüke kenntlich. Man begreift ohne weiteres, daß sie nicht mit den Negern derselben Völkerfamilie angehören können. Ihre Stellung zu den Wasuahili ist auch eine entschieden feindliche, und wenn letztere nicht einen so gutmüthigen, schwächlichen Charakter besäßen, würden häufige blutige Rencontres die unvermeidliche Folge sein. So aber kommt dies, trotzdem die Somali meist mit Speer und Dolchmesser bewaffnet einhergehen, wol kaum vor.

Somali.

Aehnlich den Arabern sind sie entschiedene und ausgesprochene Mohammedaner, und in den hierzu bestimmten, ihnen vom Sultan zugewiesenen Häusern werden täglich Zusammenkünfte gehalten, um die in denselben Grundformen

überall bei den arabischen Völkerschaften wiederkehrenden Gebetsübungen vorzunehmen. In einem dichten Kreise zusammengedrängt, nach dem Takte des monotonen, von Vokalen strotzenden, aber durch nichts näher zu beschreibenden Gesanges der Gebetsstrophen wird der Körper mit allen möglichen Drehungen nach vorn, nach rückwärts, nach rechts und links hin- und hergebogen. Man muß dies gesehen haben, um sich auch nur eine annähernde Vorstellung davon machen zu können. Oft hat das Zuschauen und -hören auf mich eine einschläfernde, abstumpfende Wirkung ausgeübt, oft aber auch durch die ganz unbegreifliche, unfaßliche Monotonie eine innere Unruhe und Gereiztheit genährt, die wol in seltsamem Contrast zu der Gleichmüthigkeit der Singenden stand. Diesen aus dem ai ai und ah ah sprechenden Fatalismus und Fanatismus, diese Stupidität und Indolenz sind wir als moderne Menschen nicht mehr zu fassen im Stande. Schon das Anschauen vermag das innere Gleichgewicht unserer Seele zu stören, wie uns auch die christliche Glaubenswuth der fanatischen mittelalterlichen Mönche nur noch unsympathisch berühren kann.

Wie der Araber, so setzt auch der Somali seinen ganzen Stolz in die Führung schöner Waffen, und wenn er es auch in der Fertigung derselben bei weitem nicht zu der arabischen Höhe gebracht hat, so unterscheiden sie sich doch ganz wesentlich von den meist rohen Arbeiten der Völkerschaften des tropischen Afrika. Alle die verschiedenen Stämme, die Bimal, Abgal, die eigentlichen Somal u. s. w. haben auch ihre eigene Speer- und Dolchmesserform. Das Heft der letztern ist nicht selten mit Elfenbein und Silber beschlagen, die gelblederne Scheide kunstvoll mit feinen Zeichnungen besteppt. Die Speere, von denen die meisten Stämme des Somalilandes zwei verschiedene, einen zum Stoß und einen zum Wurf führen, zeigen mehr oder minder kunstvoll geschmiedete Klingen. Manche Stämme, wie z. B. die Baradjam, führen auch ein kurzes

Schwert, fast alle schön gepreßte und geschnitzte Schildchen aus Rhinocerushaut, deren Weiße und tadelloses Gefüge den Werth derselben bestimmt. Ein unzertrennlicher Begleiter jedes Kriegers ist ferner seine aus schwarzen Muschelkügelchen bestehende Rosenkranzkette, sowie ein in einem mit feinen Pressungen versehenen Ledertäschchen verborgenes Amulet.

Neben der Tapferkeit, Intelligenz und dem Fanatismus besitzt der Somali nun aber noch einige andere, in ganz hervorstechender Weise bei ihm ausgeprägte Eigenthümlichkeiten. Er ist verschlagen, mistrauisch und außerordentlich habgierig. Der Somali mistraut jedem. Der Bruder traut nicht dem Bruder, der Vater nicht dem Sohne. Wie viel weniger wird ein Somali also einem Weißen trauen! Er behandelt den Weißen als Freund, solange er Geschenke bekommt oder solange er solche noch erwarten kann. Alles ist ihm Geschäft, und von dem Moment an, wo der Weiße nichts mehr zu vergeben hat oder nichts mehr vergeben will, wendet sich jeder von ihm ab. Der Europäer kann noch froh sein, wenn er nicht einfach erschlagen und die in seinem Besitze befindlichen Waaren ihm geraubt werden.

Leider hat die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft ja schon einen schweren, unersetzlichen Verlust im Somalilande zu beklagen gehabt. Mein unvergeßlicher Freund Dr. Karl Jühlke fiel feigen Meuchelmördern zum Opfer. Auch hier spielte das tiefeingewurzelte Mistrauen des Volks eine große Rolle, wenngleich der directe Anlaß allerdings in politischen Intriguen zu suchen ist.

Das einzige, wofür jeder Araber eine große Vorliebe entwickelt, sind Spiegel und sonstige glitzernde Glassachen, besonders auch mit Glasprismen behängte Kronleuchter. Er theilt übrigens diese Sympathie mit der ganzen Bevölkerung Sansibars, sowol mit den Indern wie mit den Negern. Besonders die erstern sind auch pecuniär im Stande, sich dergleichen anzuschaffen, und bei Festtagen spielen die erleuchteten und das Licht überall reflectirenden Räume eine große Rolle.

Auch Mobiliar wird man vergebens suchen. Man sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf dem mit Polstern belegten Fußboden oder auch auf Steinbänken. Neuerdings finden allerdings auch Tische und selbst Stühle ihren Eingang. Aber immerhin bleiben sie nur Curiosa, mit denen vor Einheimischen und Fremden paradirt wird.

Von all der geträumten orientalischen Pracht und Herrlichkeit ist also nichts zu finden. Kahl und schmutzig starren die Wände uns an, und die Poesie der Tausendundeinenacht verschwindet für immer. Wo sind die kühlen Grotten und Springbrunnen, wo die lauschigen Nischen und seidenen Polster, wo die berauschend duftenden Blüten und Büsche?

Ja, Düfte und Gerüche empfangen uns auch, vor allem wenn wir uns dem Küchenloch nähern. Hier feiert die Schmutzherrschaft ihre Triumphe und es ist besser, wenn wir den Mantel der Liebe über diese Geheimnisse breiten. Hier wird in großen Kesseln auf offenem Feuer geschmort und gesotten. An den Wänden, soweit man das Dunkel durchdringen kann, stehen größere und kleinere, mit Wasser gefüllte Thongefäße. Dazwischen blickt hier und da ein grell bemaltes Porzellangefäß hervor, denn letzteres ist ein Artikel, der ebenfalls das Wohlgefallen der gesammten Bevölkerung erregt hat. Es sind hauptsächlich in großen Mustern grell roth und grün bemalte Schüsseln, Näpfe und Teller, die überall in gleichen Formen wiederkehren. Außerdem finden sich stets kleine henkellose Kaffeetassen, und nicht selten trifft

man sogar echte europäische Kaffeeservice, die hier ein kümmerliches Dasein fristen.

Das an einem guten Araberhause Bemerkenswertheste und oft wirklich Kunstvolle ist die Hausthür, wenngleich schon bei oberflächlicher Betrachtung die auffällige Uebereinstimmung aller, besonders in den Mustern, in die Augen springt. Diese Thüren werden insgesammt vollständig fertiggestellt von Bombay importirt und sind, da sie dort in großer Masse gearbeitet werden, verhältnißmäßig auch nicht theuer.

Fensterscheiben aus Glas sind selten. Meist sind die Fenster nur vergittert und mit Läden versehen.

Im Gegensatz zu diesen immerhin luftigen und hohen Räumlichkeiten steht die Behausung des Inders. Die gesammte, in Sansibar so ungemein zahlreiche Inderbevölkerung folgt in irgendeiner Beziehung dem kaufmännischen Berufe, und wird der wichtigste Raum bei den kleinen Indern auch durch den Laden repräsentirt. Hier hält sich die Familie fast den ganzen Tag über auf. Vater, Mutter und Kind hocken in Gemeinschaft oder abwechselnd auf den im Hintergrunde befindlichen Polstern und Truhen. Nur das Essen wird niemals öffentlich vor den Augen der Welt eingenommen. Hierzu und gewöhnlich auch zum Schlafen zieht man sich in die hintern, dunkeln, unergründlichen Schlünde zurück, in welche einzudringen mir nie gelungen ist.

Nicht der Neger ist der schmutzige Theil der Bevölkerung, sondern der Inder, trotzdem man in Sansibar selbst so häufig das Gegentheil behaupten hört. In den engsten Gassen haben sich die Hindus angesiedelt, und alles, was nur irgendwie im Haushalte abfällt, muß ohne Gnade auf die Straße wandern. Das Mögliche und Unmögliche ist hier zu finden. Am schlimmsten sieht es in dieser Beziehung in den Gassen der mit Früchten und Colonialwaaren handelnden Kaufleute aus. Hier grenzen außerdem die Häuserreihen so nahe aneinander, daß sich die Schilfdächer fast berühren, und in dieser der Cirkulation

nahezu beraubten Atmosphäre haben also alle Gerüche volle Muße, sich anzusammeln. Vergebens kämpft hier der Wohlgeruch von Benzoë und sonstigem Räucherwerk gegen den penetranten Gestank der aus den Bratpfannen aufsteigenden Oeldämpfe oder den süßen Duft der mit Recht ihren Namen führenden Stinkfrucht.

Im Gegensatz hierzu macht das eigentliche Negerviertel Sansibars, Ngambo, jenseit der Lagune, wirklich einen wohlthuenden Eindruck. Von einem solchen Schmutz auf den Straßen ist hier nichts zu finden. Sauber und rein ziehen sich die sandigen Pfade zwischen den Hütten hin, beschattet von schwankenden Kokoswedeln oder von den mächtigen Kronen der imposanten Mangobäume. Die Häuschen sind aus übereinander gebundenem Ast- und Lattenwerk construirt. Die Wände sind dann mit Lehm ausgestrichen, der gerade auf Sansibar in vorzüglicher Güte sich findet, und das weit vorspringende Dach dicht mit geflochtenen Palmenwedeln oder auch Schilfgras bedeckt. Ein solches Dach widersteht selbst dem stärksten tropischen Regen.

Andererseits ist es jedoch für das Feuer ungemein empfindlich und in den trockensten Zeiten des Jahres, im Januar, Februar, März, gehören Feuersbrünste zu den allergewöhnlichsten Erscheinungen. Wenn unglücklicherweise auch noch eine starke Brise weht, so können in wenigen Augenblicken Hunderte von Häusern in Asche gelegt sein. Ein großartiges Schauspiel dieser Art habe ich einmal in Pangani, einem Hafenplatze des Festlandes, mit angesehen. Während unsers Mittagessens, zwischen der Suppe und dem Huhn, waren Hunderte von Hütten niedergebrannt. Ein starker Wind streute die Flammen und Funken nach allen Richtungen, und in wenigen Secunden befanden wir uns auf dem Dache unsers steinernen Hauses mitten in einem wüthenden Feuermeer. Die Flammen züngelten und loderten in allen Himmelsrichtungen hoch empor, und auch manche schlank emporstrebende Kokospalme fiel dem Ele-

Das Negerviertel Ugambo. S. 20.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

mente zum Opfer. Doch in kaum einer Viertelstunde war das Schauspiel beendet. Die unerträgliche sengende Glut begann nachzulassen, die die Sonne verdunkelnden Rauchwolken lichteten sich und ringsumher zeigten sich nur schwarze glühende Trümmerhaufen.

Die Eingeborenen sind vollständig machtlos gegen dieses wüthende Element. An irgendein Löschen ist natürlich gar nicht zu denken, selbst wenn der Wille dazu vorhanden wäre! Das einzige, was gethan werden kann und was auch geschieht, ist, daß alle nur verwendbaren Leute sofort auf das Dach klettern und die Palmblätter- oder Schilfbedeckung herunterreißen. Auf diese Art bleibt in der That manche Hütte inmitten von Trümmerhaufen erhalten.

Bei solchen Elementarereignissen tritt der Aberglauben und die Roheit des Volkes dann oft recht häßlich hervor. Schon bei dem vorerwähnten Brande in Pangani sollte ich davon eine Probe erhalten. Am Abend jenes Tages wurde ich durch ein wüthendes Geschrei und Geheul gestört, das von einem an meinem Hause sich vorbeiwälzenden Menschenhaufen ausging. Schon während des ganzen Tages hatte ich mich des Gedankens nicht erwehren können, daß das Volk als Anstifter des Brandes am Ende uns Europäer bezeichnen würde. Grund genug hatte ich zu der Befürchtung, denn wir waren infolge der Intriguen des Wali oder Gouverneurs jedenfalls die bestgehaßtesten Persönlichkeiten in der Stadt, und wie ich selbst gern gewisse Personen an den ersten besten Baum gehängt hätte, so durfte ich auch gewiß sein, daß dies Verlangen eine lebhafte Erwiderung fand.

Voll Unruhe schickte ich also meinen Vertrauten Ramassan hinunter, um zu hören, was es gäbe. Nach einiger Zeit kam er mit einem meiner schwer mishandelten Träger zurück.

Ganz unrecht hatte ich mit meiner Vermuthung nicht gehabt. Wenn man auch nicht gewagt hatte, uns Europäer selbst zu verdächtigen, so hatte man doch einen unserer Diener

der Brandstiftung beschuldigt. Vor den Wali geschleppt, hatte es dieser aber doch nicht für räthlich gefunden, den Unglücklichen ohne weiteres der Volkswuth preiszugeben. Er erklärte, daß derselbe als unser Diener nur von uns bestraft oder eventuell ausgeliefert werden könnte, und da wir natürlich einem solchen Ansinnen nicht Folge gegeben haben würden, so war der Mann für diesmal gerettet.

Schlimmer erging es dagegen ein paar armen Burschen, die späterhin bei einer größern Feuersbrunst in Sansibar der Brandlegung beschuldigt wurden. Der eine wurde gleich an Ort und Stelle todtgeschlagen; den andern schleppte man nach dem Palaste des Sultans, band ihn dort auf eine Kanone und prügelte ihn ebenfalls zu Tode. Niemand, auch keiner der umstehenden Europäer, durfte wagen, dagegen einzuschreiten.

Doch kehren wir zu unsern bescheidenen Hütten zurück. Das Innere derselben besteht je nach der Größe aus zwei oder mehrern Abtheilungen, die jedoch nur ungenügend von einander getrennt sind. Eine zahlreiche Familie bewohnt meist das Häuschen und so erscheinen die Räume mit Wassergefäßen, Truhen und Bettgestellen dicht gefüllt. Die Bettstelle, Kitanda, ist überhaupt einer der wichtigsten Gegenstände im Leben des Negers; sie repräsentirt Bett, Tisch und Stuhl zugleich.

Nicht selten sogar kunstvoll gedrechselte Füße tragen einen Holzrahmen, zwischen welchem ein Flechtwerk von Kokosstricken ausgespannt ist. Hierüber wird die ebenso unentbehrliche Mkeka, die Schlafmatte, gebreitet, ein feines, gemustertes Geflecht, hergestellt aus den Fiedern der Ukindupalme (Phoenix sylvestris). Reichere Neger besitzen wol auch noch ein Unterbett und gepolsterte Pfühle; der ärmere begnügt sich mit seiner Mkeka. Sie ist sein unzertrennlicher Begleiter; wenn er nur irgend kann, führt er sie auf allen Reisen mit. Ein Moskitonetz ist sowol dem Neger wie auch dem Inder und Araber unbekannt. Man sieht hier wieder so recht schlagend, was die Macht der Gewohnheit vermag. Dem Europäer ist es einfach

unmöglich, in moskitoreichen Gegenden ohne ein solches Schutzmittel in der Nacht auch nur ein Auge zu schließen. Der Eingeborene wickelt sich in sein Stück Merikani und schläft trotz aller Moskitos wie ein Murmelthier.

Innerhalb der Hütte, in der Mitte eines der Räume, findet sich auch die Kochstelle. Hier werden auf offenem Holzfeuer, meist in thönernen Gefäßen, der unvermeidliche Reis, oder auch wol Brei aus Bananen, Maniok, Mais oder Mtama (Negerhirse) gekocht. Der Rauch sucht sich den Abzug, wo er ihn findet.

Der übrige Hausrath ist sehr beschränkt: einige thönerne Wasserbehälter, flache Körbe, ein paar der grell bemalten Porzellanschüsseln, vielleicht ein Metallkessel, einige Kalebassen und Schöpfgefäße aus Kokosnüssen, Bilderbogen und sonstige Curiositäten.

Größere Häuschen zeigen nicht selten unter dem weit vorspringenden Dache zu beiden Seiten des Eingangs noch eine altanartige Erhöhung. Hier ist dann der gewöhnliche Aufenthalt der Nichtsthuenden; hier breiten kleine Händler ihren bescheidenen Waarenvorrath aus und hocken in stiller Ergebenheit den ganzen Tag über auf demselben Flecke.

In der eigentlichen Stadt Sansibar finden sich, wie bereits bemerkt, ebenfalls zahlreiche größere oder geringere Complexe von Negerhütten. Sie sind mitten in dem Häuserwerk von allen Seiten beengt und zusammengedrängt und hier läßt die Sauberkeit allerdings manches zu wünschen übrig. Wer aber die Sansibarneger und ihre Behausungen wirklich kennen lernen will, muß sich nicht auf diese ärmlichen Viertel beschränken, sondern dieselben in ihrem eigentlichen Territorium, in Ngambo, aufsuchen.

4. Nichteuropäische Bevölkerung.

Bevölkerungsziffern im allgemeinen. — Historische Darstellung der Besiedelung. — Portugiesen. — Araber.

a. Araber.

Religiöse Sekten. — Rauchen und Betelkauen. — Festtage. — Aristokratisches Wesen. — Empfindliches Ehrgefühl. — Traurige Episode mit arabischer Dhaubesatzung. — Religiöser Fanatismus. — Kampfweise. — Waffentanz der irregulären Truppen. — Kampfspiel auf Gr. Comoro. — Waffen. — Kleidung. — Bartfärben. — Parfum. — Schlauheit und schamlose Lügen. — Macht des Araberthums. — Episode mit dem Wali von Pangani. — Gastfreundschaft. — Enthaltsamkeit von Spirituosen. — Kunstfertigkeit. — Sklavenhandel. — Hamali. — Stellung der Sklaven im allgemeinen. — Gesinnung derselben. — Behandlung der Sklaven. — Unmöglichkeit der Gleichstellung des Negers mit dem Europäer. — Wie erzieht man den Neger.

Die Bevölkerung Sansibars besteht zum weitaus größten Theile aus Negern, den sogenannten Wasuahili. Kersten schätzte seinerzeit die Gesammteinwohnerzahl der Insel Sansibar auf 200—250000. Falls diese Angabe richtig war, so kann man wol sagen, daß in den letzten 25 Jahren diese Zahl sich bestimmt nicht vergrößert hat, ja, ich möchte fast glauben, daß 200000 schon als Maximum angenommen werden muß. Die Stadt Sansibar aber, deren Einwohnerzahl derselbe Autor damals auf 40000 schätzte, dürfte jetzt wol das Doppelte zählen.

Selbstverständlich können alle diese Schätzungen nur höchst approximativ sein, da bisher nie eine Zählung vorgenommen wurde und da außerdem ein beständiger Zu- und Abfluß der Bewohner stattfindet.

Unter den 80000 Einwohnern der Stadt Sansibar dürften sich circa 5000 Inder und ebenso viel Araber befinden, soweit es überhaupt möglich ist, die Araber als solche von den Suahilinegern zu scheiden.

Die Araber nun bilden die absolut herrschende Klasse, sowol in Sansibar als auch zum Theil auf dem Continent.

Schon in den ältesten Zeiten war den Arabern die afrikanische Ostküste bekannt, wenngleich eine eigentliche Einwanderung derselben erst im 10. Jahrhundert begann. Durch die damals in Arabien ausbrechenden religiösen Streitigkeiten und Unruhen vertrieben, zogen sie in Menge nach dem Süden und gründeten die Städte Makdischu, Brawa, Malindi, Mombas und Quiloa, welche bald aufblühten und gediehen.

Im Jahre 1498 besuchte der kühne Seefahrer Vasco da Gama auf seiner Fahrt nach Indien zum ersten mal die afrikanische Ostküste. Er landete in Mozambique, welches damals von dem mächtigen Herrscher der weiter nördlich gelegenen Stadt Quiloa abhängig war. Er fand einen sehr guten Hafen und war erstaunt, statt der erwarteten nackten Wilden eine relativ hochentwickelte Cultur anzutreffen. Von Quiloa ging er nach Mombas, woselbst die Portugiesen späterhin ein starkes, noch jetzt vorhandenes Fort errichteten. Im Laufe der Zeit suchten sie die ganze Küste zu unterjochen und legten in allen großen Plätzen, so z. B. auch auf Sansibar, Forts und Citadellen an.

Zweifellos hatten im 16. Jahrhundert diese portugiesischen Niederlassungen schon eine hohe Blüte erreicht, und verschiedene Geschichtsschreiber jener Zeit wissen nicht genug den Wohlstand und die Zukunft jener Colonien zu rühmen. Aber durch das rücksichtslose Ausbeutungssystem, durch die Tyrannei und Willkür ihrer Herrschaft hatten sich die Portugiesen bei der Bevölkerung nur verhaßt und nirgends beliebt gemacht. Als nun allmählich infolge des Verfalls der portugiesischen Macht in Europa auch der Zufluß zu den Colonien aufhörte, als die Militärmacht, die Widerstandsfähigkeit der Portu-

giesen kleiner und kleiner wurde, da rafften sich die Unterdrückten auf und mit Hülfe des Imam von Maskat wurde in langen Kämpfen die Macht der Portugiesen gebrochen.

Schon im Jahre 1660 war der Imam von Maskat, Sultan ben Sef, aus der Familie der Jarebiten, zum Angriff übergegangen und hatte auch die wichtige Festung Mombas erobert. Sie ging jedoch bald darauf wieder verloren und erst seinem Sohne Sef ben Sultan war es vergönnt, die Eindringlinge aufs Haupt zu schlagen und sämmtliche feste Plätze zu nehmen. Noch einmal jedoch wandte sich das Kriegsglück. Im Jahre 1728 wurde fast die ganze Küste, einschließlich Mombas, von den Portugiesen zurückerobert, die nun zum letzten mal ihr grausames und rücksichtsloses Regiment dort etablirten. Aufs neue wendeten sich die Einwohner um Hülfe nach Maskat, jedoch lange Zeit vergebens. In Mombas griff man daher selbst zu den Waffen, und durch Verrath und Hinterlist gelang es auch die Besatzung zu überwältigen. Nunmehr fand sich der Imam von Maskat bereit, die ihm angebotene Schutzherrschaft zu übernehmen, und im Jahre 1740 wurden durch seine Schiffe und Soldaten die Portugiesen zum letzten mal auch aus allen übrigen Städten vertrieben. Von neuem wurden überall arabische Statthalter eingesetzt.

Aber die Blüte des Hauses der Jarebiten war vorüber und rapid ging es seinem Untergange entgegen. Die Thatkraft der Herrscher erlahmte, und schon 1744 war es möglich, daß der Statthalter von Sohar in Arabien, Achmed ben Said, den letzten des alten Herrscherhauses der Jarebiten, Sultan ben Murdschid, entthronte und sich selbst zum Imam von Maskat aufschwang.

Mit ihm beginnt ein neuer, unseliger Abschnitt in der Geschichte Ostafrikas. Die verschiedenen Statthalter weigerten sich, den neuen Herrscher als Oberhaupt anzuerkennen, und durch $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderte zieht sich dieses Ringen um die Herrschaft nun hin, für Ostafrika durch innere Zwistigkeiten

und Kämpfe noch verhängnißvoller werdend. In Mombas war es die Familie der Msara, welche die Statthalterschaft innehatte, deren einzelne Mitglieder sich aber leider selbst mit Gift, Dolch und Schwert bekämpften.

In den Wechselfällen des Krieges gelang es auch wol dem Herrscher von Maskat, sich die gesammten Gebiete wieder einmal zu unterwerfen. Aber sehr bald brachen von neuem Empörungen aus, besonders war es Mombas, das sich niemals beugen wollte. Erst Seyid Said, der im Jahre 1806 als sechzehnjähriger Jüngling auf den Thron gelangte, vermochte es, sich definitiv als Sieger zu behaupten. Nach mehrfachen vergeblichen Belagerungen fiel die Stadt endlich 1837 durch Verrath in seine Hände und nun beschloß Said, diesen Kämpfen durch einen Gewaltstreich ein Ende zu machen. Er sandte seinen Sohn Seyid Chalid nach Mombas, ließ 25 der vornehmsten Mitglieder der Familie der Msara auf ein Schiff locken und dann über Sansibar nach Arabien verbringen, wo die meisten in harter Gefangenschaft starben. Die übrigen flohen mit Zurücklassung aller ihrer Habe aus Mombas und ließen sich theils in Takaunga, theils in Gazi nieder, ohne jedoch je ihre Ansprüche auf Mombas und die dazu gehörige Insel Pemba gänzlich fallen zu lassen. Der Sultan Mbaruk in Gazi, mit welchem Anfang des Jahres 1886 der Assessor Lucas als Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft einen Vertrag schloß, in welchem Mbaruk der Gesellschaft alle seine Rechte übertrug, ist einer jener Abkömmlinge.

Der Sieger Seyid Said siedelte nunmehr im Jahre 1840 von Maskat ganz nach Sansibar über, baute sich daselbst einen Palast und dachte sogar daran, seine Residenz nach Dar-es-Salaam auf dem Festlande zu verlegen. Da ereilte ihn inmitten seiner Thätigkeit, im Jahre 1856, der Tod, gerade als er auf der Rückkehr von einer Besuchsreise nach Maskat begriffen war.

Das Reich zerfiel nach seinem Tode in eine arabische Hälfte unter Seyid Suëni und eine afrikanische unter Seyid Madjid,

Seyid Madjid, durch die Werke älterer Reisenden und auch neuerdings durch die Memoiren seiner Schwester, der jetzigen Frau Ruete, näher bekannt geworden, war ein liebenswürdiger, den Europäern freundlich gesinnter Mann.

Aber auch unter seiner Regierung hörten die innern Unruhen nicht auf. So versuchte 1859 der ältere Bruder, Seyid Suëni in Maskat, seine vermeintlichen Rechte auf Sansibar durch bewaffnete Macht geltend zu machen, und nur durch die Intervention der Engländer wurde ein neuer Krieg verhütet. Seyid Madjid verstand sich dazu, seinem ältern Bruder eine jährliche Subsidie von 40000 Dollars zu zahlen, die auch bis zu dem Tode Seyid Suëni's regelmäßig entrichtet wurde. Jetzt hat dies aufgehört.

Auch der jüngere Bruder Seyid Bargasch empörte sich zu mehrern malen. Nach verschiedenen vergeblichen Revolten floh derselbe schließlich nach Bombay, wurde indeß von den Engländern zurückgebracht und lebte dann bis zu dem im Jahre 1871 erfolgten Tode Seyid Madjid's in großer Zurückgezogenheit in Sansibar. Dieser Seyid Bargasch ist der jetzige Sultan, ein äußerlich sehr liebenswürdiger, aber schlauer und ränkevoller Mann.

Es wird nach diesen Schilderungen wol kaum mehr wundernehmen, daß das arabische Element in Ostafrika allerdings eine ganz außerordentliche Rolle spielt und daß es keine leichte Aufgabe sein würde, dasselbe eliminiren zu wollen.

In religiöser Beziehung gehören alle diese Maskataraber, und mit ihnen der Sultan von Sansibar an der Spitze, den Abbaditen an.

Die Abbaditen lösten sich als selbständige Sekte schon sehr früh von dem Mohammedanismus los. Sie verweigerten die Anerkennung einer Khalifendynastie und verlangten, daß stets der jeweilig Beste des Volks zum Khalifen erwählt werden sollte. Sie zeichneten sich überhaupt durch besondere Strenggläubigkeit aus und beobachteten sich gegenseitig scharf in der Be-

folgung der einzelnen Religionsvorschriften. Von den Khalifen erbarmungslos verfolgt, sind sie jetzt fast vollständig verschwunden und ausgerottet. Nur in dem weit abgelegenen Maskat und an einzelnen Punkten in Tunesien vermochten sie sich noch zu halten. Die ursprünglichen Tendenzen haben sich jetzt fast vollständig verloren und in den Imams von Maskat besitzen sie das, was sie früher bekämpften, eine erbliche Dynastie. Aber dennoch werden sie von den Rechtgläubigen noch als schlimme Ketzer betrachtet, wenn auch nicht in dem Grade, wie z. B. die persischen Schiiten.

Die vier rechtgläubigen Schulen (die Sunniten), die sich auch gegenseitig als rechtgläubig anerkennen, sind: 1) Hannafiten (Türkei, Theile von Indien), 2) Schafiiten (Westarabien, Aegypten, Ostindien), 3) Malekiten (Nordafrika, Somaliländer, Sudan), 4) Hambaliten (Centralarabien).

Als eine moderne Sekte sind noch die Wachabiten zu erwähnen, die sich sowol gegen den Imam wie gegen den Heiligencultus ablehnend verhalten und Mohammed nur als einen von Gott inspirirten Menschen betrachtet wissen wollen.

Die Hauptmasse der Inder und mohammedanischen Suahili Sansibars gehören den Schafiiten an, und wenn auch die religiösen Gegensätze zwischen ihnen und den Maskatleuten selten in feindseliger Weise zu Tage treten, so kann man es doch hin und wieder hören, daß ein eifriger Gläubiger den Sultan von Sansibar, seinen Herrn, einfach als der Hölle verfallen bezeichnet.

Von äußerlichem Pomp, von Umzügen und sonstiger Prachtentfaltung ist bei dem mohammedanischen Cultus nicht viel zu finden. Doch ist es Sitte, die größern Festtage, wie z. B. das kleine und das große Beiramfest, mit Flaggenhissungen, Böllerschüssen u. s. w. zu begrüßen. Bei dieser Gelegenheit werden dann auch kleine Umzüge und Tänze von den Negern veranstaltet. Ueberhaupt werden alle derartigen Feste wenigstens in öffentlicher Weise nur von den Negern und Sklaven ge-

feiert. Die Araber begnügen sich damit, ihren Untergebenen Geschenke zu machen. Unter Umständen kann übrigens eine derartige Festfeier für die Theilnehmenden eine sehr anstrengende werden.

Bei der Feier von Mohammed's Geburtstag kauerten vom Abend bis zum frühen Morgen auf dem mit Matten belegten Platze vor dem Sultanspalast die Sklaven der reichen Araber, sich in Gebetsübungen, denen der schon bei den Somali erwähnten sehr ähnlich, hin- und herwiegend. Seitwärts, vor- und rückwärts, nach dem Rhythmus monotoner Gebetsstrophen, wiegen sich in langen Reihen die enggedrängten Körper, sodaß mir, ich muß gestehen, fast seekrank zu Muthe wurde. Dazwischen denke man sich noch Feuerwerk abgebrannt, das Steigenlassen kleiner Luftballons u. s. w., und man hat das rechte Bild eines derartigen religiösen Festes.

Auch andere erfreuliche Begebenheiten ihrer Herren feiern die Sklaven unter sich, wie z. B. die Beschneidung männlicher Sprößlinge. Mit flachen, reisgefüllten Körben auf dem Kopfe, in deren Mitte ein Licht brennt, ziehen die Weiber dann unter Gesängen abends in der Stadt umher. Stirbt der Herr dagegen, so thun sie sich hinwiederum als Klageweiber auf, und der Europäer hat dann häufig Gelegenheit, nicht sowol den Tod eines Arabers zu beklagen, als ihn zu verfluchen, denn das weithin schallende, langgedehnte Geheul raubt ihm vielleicht die besten Stunden seines Schlafes.

Jeder Araber ist ein geborener Aristokrat, jeder Neger ein Plebejer! Diese Wahrnehmung drängt sich uns schon nach kurzem Aufenthalt unter der Bevölkerung auf. Die sogenannten Sultane, d. h. Dorfschulzen der Negerortschaften, sind und bleiben Proletarier, während der ärmste Araber sich stets sein aristokratisches Aeußere und Benehmen zu wahren weiß! Er wird nie wie ein Hund um jede Kleinigkeit betteln, er wird sich nie seiner persönlichen Ehre zu nahe treten lassen. Diese letztere Erfahrung zu machen wird jeder wol einmal zu seinem Nachtheil Gelegenheit haben.

Unter der phlegmatischen und trägen Negerbevölkerung, bei all dem unendlichen Aerger und Verdruß kommt man, ich muß sagen leider, dazu, es mit ein paar Ohrfeigen nicht mehr so genau zu nehmen. Aber wehe, wenn man sich einmal vergißt und an einem Araber sich vergreift! Unter Umständen kann man gewärtig sein, sofort von ihm niedergestochen zu werden. Ich selbst bin einmal durch solche Unbedachtsamkeit in eine überaus peinliche Situation gerathen.

Ich war im Begriff, ein paar kranke Freunde aus dem Innern nach Sansibar zurückzutransportiren. Alles war bisher gut gegangen und glücklich war ich in Pangani, dem Hafenplatze, angelangt. Es erübrigte nur noch die Ueberfahrt nach Sansibar in einer Dhau, diesem schwimmenden, übelriechenden Marterkasten. Für den exorbitanten Preis von circa 50 Mark war schließlich eine aufgetrieben und die Abfahrt, dem Winde entsprechend, auf 2 Uhr morgens festgesetzt worden. Die Einschiffung der Kranken sollte eine Stunde vorher stattfinden. Dem Kapitän war zu wiederholten malen eingeschärft, das kleine Hinterdeck vollständig frei zu halten, um ein paar Feldbetten dort aufschlagen zu können. Als nun in dunkler Nacht unser kleiner Zug am Strande angekommen war und ich zuerst an Bord fuhr, um mich zu überzeugen ob alles in Ordnung, fand ich, daß gar nichts geschehen war. Das ganze Hinterdeck stand voll Kisten und Kasten und darauf ausgestreckt faule, schlafende Menschen. Aergerlich befahl ich, die Sachen fortzuschaffen, und da mir dies zu langsam ging, legte ich selbst mit Hand an. Die Leute waren kaum zum Aufstehen zu bewegen und hohnlachten über meinen Eifer. Als sich nun gar jemand von neuem auf meine eigene Decke hinstreckte, konnte ich meinen Aerger nicht länger mehr bemeistern und versetzte dem Kerl eine tüchtige Ohrfeige. Aber o weh, ich hatte nicht einen Neger, sondern einen Araber damit getroffen. In grimmigen Worten und drohenden Geberden machte sich seine Wuth Luft, und die ganze, wie sich nach-

her herausstellte, durchaus arabische Schiffsbesatzung stimmte ein wüstes Geschrei an. In dem Augenblicke war ich mir einer großen Gefahr gar nicht bewußt und arbeitete ruhig weiter. Diese, allerdings verdienstlose Kaltblütigkeit schien den Leuten doch zu imponiren; wenigstens ließen sie sich nicht zu Thätlichkeiten hinreißen, sondern bestiegen nach einer kurzen Unterredung nur allesammt das Boot und führten uns ans Land. Ich ahnte noch immer nicht den Umfang des Unglücks, besorgte ruhig den Transport meiner kranken Gefährten an Bord und forschte nun erst nach der Art und dem Ausgange des Aufruhrs. Die Informationen ergaben ein nichts weniger als erfreuliches Resultat. Die gesammte Schiffsbesatzung ließ einmüthig erklären, mit uns unter keinen Umständen zu fahren, und der Kapitän bestand wüthend darauf, mich morgen vor dem Wali verklagen zu wollen. Alles dies hätte mich für meine Person noch nicht bedenklich irritiren können, denn wer es nicht vermag, sich gleichmüthig in alles Misgeschick zu ergeben, soll nur niemals nach Afrika gehen. Aber meine kranken Kameraden, von denen der eine noch mehr wie der andere die Minuten zählte, die ihn noch von Sansibar trennten! Was konnte ich antworten auf die stummen, vorwurfsvollen Blicke und die schüchtern laut werdenden Vorwürfe und Klagen? Ich hatte wirklich eine ganz unverzeihliche Thorheit begangen; alles Bereuen konnte den Fehler nicht wieder gutmachen. Vergebens suchte ich meine wenigen Leute zu bestimmen, ohne Besatzung und Kapitän abzufahren. Sie schworen mir zu, es sei ihnen unmöglich; sie wüßten weder den Curs zu finden noch eine so große Dhau zu handhaben. Und sie hatten zweifellos nicht unrecht. So blieb nur der eine Weg offen, der Weg der Unterhandlung! Mit den größten Vollmachten schickte ich meinen Dolmetscher an Land. Doch bald kehrte er zurück mit der Nachricht, es sei nichts zu erreichen. 6 Dollar habe er bereits für die Ohrfeige geboten; aber alles sei abgewiesen! Meine Kranken wurden unruhiger

und unruhiger, meine Wuth und Verzweiflung größer. Denn kamen wir wirklich nicht fort, beharrten die Leute bei ihrer Weigerung, so konnten wir meiner Rechnung nach noch manchen Tag in Pangani liegen. Es war dies die einzige Dhau, die momentan hier ankerte, und der fanatische Haß der Bevölkerung hätte sicher ein übriges gethan, um die Beschlagnahme eines etwa später einlaufenden Fahrzeugs mit allen Mitteln zu hintertreiben.

Von neuem wurde Ramassan ans Land gesandt. Er sollte den Leuten erklären, ich hätte mich übereilt, ich wäre im äußersten Falle selbst bereit, persönlich das Schiff zu verlassen. Nur meine beiden Freunde, von denen der eine einem Skelet ähnlicher als einem Menschen war, müßten unter allen Umständen sofort nach Sansibar. 10 Dollars, eine ungeheuere Summe, ermächtigte ich ihn schließlich noch, für die Ohrfeige zu bieten.

Die Minuten, die Stunden verrannen. Die Sterne erloschen nach und nach; der Tag begann zu grauen. Aufgeregt horchte ich auf jedes Plätschern des Wassers, und als endlich nahende Ruderschläge hörbar wurden, suchte mein Ohr die einzelnen Stimmen im voraus zu erkennen.

Alles war vergebens gewesen; unverrichteter Sache kehrte der Abgesandte heim!

Es blieb nur noch eines, das Letzte übrig. In finsterer Entschlossenheit raffte ich mich schließlich auf, es zu versuchen: den Leuten den Triumph zu gönnen, mich persönlich als Unterhändler, als Bittenden vor sich zu sehen. Was ein solcher Schritt bedeutet, welche Demüthigung er in sich schließt, vermag nur der zu begreifen, der das Verhältniß zwischen Araber und Europäer in Afrika persönlich kennt, der sich einmal in einer ähnlichen Lage befunden hat. Er wird es dann auch verstehen, daß ich sorglich, für den Fall einer Katastrophe, noch den Revolver umschnallte.

Aber da, im letzten Augenblicke, änderte sich die Lage. Stimmen wurden am Strande laut, und in der Morgen-

dämmerung war die ganze Schiffsmannschaft zu erkennen. Schleunigst stieß das Boot zum dritten mal ab, und bald langte der Kapitän selbst an und erklärte, falls ich dem Betreffenden etwas für die Ohrfeige bezahlen wollte, so würde die Schiffsmannschaft für diesmal noch fahren. In heller Freude gab ich natürlich das Versprechen, und morgens 8 Uhr befanden wir uns endlich unter Segel.

Die Erklärung für diese anscheinend ganz unbegreifliche Sinnesänderung fand sich bald. Der Kapitän war richtig beim Wali gewesen, und dieser hatte ihm als Politiker und Beamter des Sultans den Befehl gegeben, uns so schleunig als möglich aus Pangani fortzuschaffen. Schon lange waren wir dem Wali ein Dorn im Auge, und er hoffte thatsächlich, wie sich später herausgestellt hat, daß nach unsern Erfahrungen so bald niemand wieder Lust bekommen würde, dorthin zu kommen. So hatte uns diesmal schließlich noch der Haß einen gar nicht zu unterschätzenden Dienst geleistet!

Angesichts solcher Vorgänge darf man übrigens nun nicht vergessen, daß außer der gekränkten Ehre meist auch noch andere Gefühle eine Rolle spielen. Der Europäer ist und bleibt bei dem strenggläubigen Araber immer noch der zur Hölle verdammte Ungläubige. Als ich einmal mit einem relativ verständigen und aufgeklärten Araber das Gespräch auch auf Konstantinopel brachte und beiläufig bemerkte, man würde den Sultan wol nächstens einmal aus Europa vertreiben, fuhr selbst dieser wüthend auf und erklärte, das würde nie geschehen, die ganze mohammedanische Welt würde den Sultan vertheidigen.

Trotz solcher fanatischer Ausbrüche möchte ich für meine Person jedoch sehr bezweifeln, daß ein solches Ereigniß in der That eine nachhaltige Erschütterung in der Welt des Islam hervorbringen würde. Die ausschließliche Interessengemeinschaft dieser Völker hat schon aufgehört. Auch sie sind bereits in die Machtkämpfe und politischen Parteistellungen des alten

Europa hineingerissen worden. Frankreich, England, Deutschland spielen auch bei ihnen eine Rolle, und stellenweis fangen die religiösen Fragen schon an, dagegen in den Hintergrund zu treten. So ist es unter anderm in Ostafrika, und selbst im alten Stammlande der Herrscher Sansibars, in Maskat, existirt eine deutsche Partei.

Was die Kriegstüchtigkeit des Arabers anbelangt, so ist er trotz seiner mangelhaften Bewaffnung immer noch ein achtenswerther Gegner. Von seiner Wildheit und Kühnheit hat er noch nicht viel verloren, und die gute Führung der Waffen ist ihm eine Ehrenpflicht.

Seine Kampfweise ist allerdings die alte geblieben. Noch immer stürmt er ungestüm auf den ausgesuchten Gegner los, um ihn dann in tausend abenteuerlichen Sprüngen zu umkreisen und eine günstige Gelegenheit für einen guten Hieb zu erspähen. Denn wenn auch jeder Wohlhabende im Besitze einer Flinte ist, so bleibt doch die Hauptwaffe sein geliebtes Schwert. Mit diesem wettert er in der Luft herum und sucht durch tausend Spiegelfechtereien den Gegner zu verwirren, um im richtigen Augenblicke einen mächtigen Hieb nach ihm zu führen. Der Gegner sucht entweder durch einen Sprung oder aber durch Auffangen mit einem Schilde dem Streiche zu entgehen. Das Pariren mit dem Schwerte selbst ist nicht Mode. Ein besonders beliebter Hieb ist nach den ungedeckten Füßen und Beinen, und diesem wird gewöhnlich durch Hochspringen ausgewichen.

Auf den jeden Freitag stattfindenden großen Paraden des Sultans kann man eine genügende Vorstellung von der arabischen Kampfweise gewinnen. Denn vor den Exercitien des sogenannten regulären Militärs produciren sich auch die Irregulären, die meist aus Belutschen bestehen. Unter den Schlägen des bekannten Tamtam und einem monotonen Gesange strömen sie in einzelnen Trupps vor dem Sultanspalaste zusammen, von einem alten Graukopf geführt. Nach einigen

Umzügen auf dem Platze, die bereits eine Art Waffentanz vorstellen, indem nach dem Takte des monotonen Singsangs die nackten Füße in einer eigenthümlichen Art geschleudert und geschlenkert werden, sodaß sie laut klatschend wieder auf das Pflaster niederfallen, ordnen sich die Trupps zu Kreisen. Innerhalb dieser Kreise nun produciren einzelne ihre Künste, indem sie in der oben beschriebenen Weise Scheinkämpfe miteinander aufführen. Es zeigt sich hier häufig eine Gewandtheit und Geistesgegenwart, die uns mit Staunen erfüllt; in hohen und kühnen Sprüngen sucht jeder das Aeußerste zu leisten. Ernst und würdevoll, in all ihrem phantastischen Schmuck stehen die alten Araber daneben. Ein mächtiger Bart umrahmt meist das ganze Angesicht, und nur das dunkle, drohend blitzende Auge verräth, welch eine gefährliche Kraft unter dieser Hülle verborgen ist.

Hier und da hat man auch wol Gelegenheit, ernsthaftern Kampfspielen beizuwohnen. So kämpften zur Feier des kleinen Beiramfestes zu Bajini, Gr. Comoro, zwei mit Schilden und zugespitzten Knüppeln bewaffnete Parteien in dieser Weise gegeneinander, und als Ergebniß zeigten sich schließlich außer zahlreichen Beulen, Löchern und blutenden Köpfen auch verschiedene gebrochene Finger und Arme.

Es gibt drei Hauptformen der Schwerter. Die bescheidenste und billigste, ein breites gekrümmtes Schwert, wird unter anderm auch von den Somali und Comoresen geführt. Die schlechten Klingen sind meistens europäischen, häufig deutschen Ursprungs. Der eiserne Griff ist hier und da mit einem Korbgefäß versehen. Die Scheide ist sehr roh gearbeitet und besteht z. B. bei den Comoresen nur aus ein paar zusammengebundenen Holzstücken. An einem Riemen wird die ganze Waffe über der linken Schulter getragen. Auch bei der zweiten Form, einem breiten, aber gerade gestreckten Schwerte, ist die Klinge meist europäisch, doch ist die Arbeit schon eine beiweitem bessere. Durch einen geschickten Stoß mit der umspannenden

Faust weiß jedermann seine Klinge in eine vibrirende Bewegung zu versetzen, eine Eigenthümlichkeit, die, sobald blank gezogen, nie vernachlässigt wird. Man wird hierbei sofort an den Ausdruck „flammendes Schwert" erinnert! Wirklich geflammte Klingen sind jedoch selten. Die mit gepreßtem Leder überzogene Holzscheide trägt fast stets mehr oder weniger reichen Silberbeschlag. Wie manche mittelalterliche Schwerter wird auch dies nicht an einem Gehänge, sondern frei in der Hand getragen.

Die beste und theuerste Waffe ist der Belutschensäbel. Die schmalen, stark gekrümmten Klingen sind hier aus dem besten damascirten Stahl, die Scheide ist reich mit Silber oder wol gar mit Gold beschlagen und selbst der Griff zeigt einen Beleg von Elfenbein, getrennt durch Silberbänder oder -geflechte. Unter 60 Mark ist eine gute Waffe dieser Art nicht zu haben, und 100 Mark ist durchaus nichts Außerordentliches. Dennoch sucht jeder auch nur einigermaßen begüterte Araber sich in den Besitz eines derartigen Säbels zu setzen.

Noch eifriger trachtet er jedoch nach dem charakteristischen Paradestück seines Costüms, nach dem Handschar oder Jambia. Ohne dieses Schaustück ist überhaupt kein Araber denkbar, es gehört zu ihm wie der Turban. In dem Griff und der Scheide dieses vorn in der um den Leib gewundenen Schärpe getragenen breitklingigen Dolches entfaltet der Meister seine ganze Fertigkeit. Silberne und goldene Beschläge und Geflechte, feinste Filigranarbeit, selbst Edelsteine, werden freigebig darauf ausgebreitet. Allerdings zeigen sämmtliche Muster stets eine überraschende Aehnlichkeit. Es hat sich auch hier ein bestimmter Brauch eingebürgert, von dem niemand abweicht. 100 Mark ist jetzt der geringste Preis für ein derartiges Stück, doch darf man fast 200 Mark für das Gewöhnliche rechnen. Noch vor wenig Jahren haben alle diese Sachen bedeutend höher im Preise gestanden und erst mit der fortschreitenden Verarmung der arabischen Bevölkerung in Sansibar ist eine rapide Entwerthung dieser einheimischen Waffen eingetreten.

Ueber die Feuerwaffen ist es kaum nöthig, ein Wort zu verlieren. Jedermann kennt die langen, mit Feuersteinschloß versehenen arabischen Schießprügel, die ebenfalls nicht selten reichen Silberbeschlag zeigen. Dazu gehört noch ein Gürtel, unsern Jagdpatronengürteln ähnlich, der die Pulverladungen in kleinen Röhrenmaßen enthält. Auch letztere bestehen meist aus Silber, mit Arabeskenmustern versehen. Uebrigens haben die europäischen Zündhütchengewehre diese altmodischen Waffen schon zum Theil verdrängt. Die Bequemlichkeit der erstern ist unleugbar eine größere, obgleich es natürlich unter Umständen schwer halten kann, sich Zündhütchen im Innern zu verschaffen.

Mit Kleidungsstücken beschwert sich der Araber nicht sehr, aber was er besitzt, ist stets gut und sauber. Um die Hüften trägt jedermann sein bis an die Knöchel reichendes Hüfttuch, das Kikoy. Meistens weiß und nur mit einer bunten Kante versehen, sind jedoch auch blaue und brennendrothe nicht selten. Darüber wallt der lange Kanzu herab, ein weißes, aus feinem, fast durchsichtigem Zeuge gefertigtes Hemd. Reiche Leute tragen außerdem eine bunte seidene Schärpe, aus welcher der mit Silber oder Gold reich verzierte Griff des Dolches hervorragt. Schließlich kommt noch ein weites, kaftanartiges Kleidungsstück, mit oder ohne Aermel, Jocho oder Buschti genannt, dazu. Der echte, ärmellose, braune oder mehr weißliche Buschti wird in Arabien aus Kamelhaaren verfertigt und ist, da er außerdem um den Halsausschnitt stets reiche Goldstickereien trägt, ein kostbares Kleidungsstück. Der ärmeltragende Jocho besteht aus schwarzem, bei den Eunuchen des Sultans aus rothem Tuche, hie und da auch wol aus Seide. Seidene Kaftane oder Turbane von grüner Farbe sind das Vorrecht der Abkömmlinge des Propheten; doch wird diese Sitte nicht mehr streng eingehalten.

Auf dem glattrasirten Kopfe trägt man eine kleine, weiße, meist sehr kunstvoll gestickte Zeugmütze oder auch wol den rothen

türkischen Tarbusch. Hier herum wird dann der baumwollene oder seidene, mit längern oder kürzern Fransen versehene Turban gewickelt, bei den Arabern fast stets von bunter Farbe. Besonders beliebt ist ein feincarrirtes, grau-bläuliches, mit breiten bunten Kanten versehenes Tuch. Die Füße stecken in ledernen, durch die große Zehe festgehaltenen Sandalen, die jedoch vor Eintritt in bewohnte Räume stets abgelegt werden.

Araber.

So, würdevoll und malerisch, tritt uns der Araber bei allen Gelegenheiten entgegen.

Praktisch und freie Bewegung gestattend ist allerdings diese Tracht nicht. Falls dies daher verlangt wird, in Kämpfen und Schlachten, so fallen alle entbehrlichen Kleidungsstücke fort. Schmuckgegenstände liebt der Araber nicht, ganz im Gegensatze z. B. zu den Indern. Sein ganzer Stolz liegt in den schönen Waffen. Nur silberne Fingerringe, entweder einen blauen Türkis oder ein silbernes, mit einem arabischen Spruche geziertes Schild tragend, sind stets zu finden.

Ein unzertrennlicher Begleiter ist ferner ein Rosenkranz, meist aus schwarzen, aus Muscheln gedrehten kleinen Kügelchen bestehend. Der Sage nach stets aus Mekka stammend, wird er beständig in der Hand, im Nothfall auch um den Hals getragen.

Als sehr auffallende Gewohnheit der Araber, die sie übrigens mit den Indern theilen, muß hier noch das Rothfärben des Bartes mit Hennah erwähnt werden. Es macht

in der That einen merkwürdigen Eindruck, derartig roth-gefärbten Bärten auf der Straße zu begegnen, besonders wenn sie einen Besitzer haben, der auch noch auf einem ebenso roth-gefärbten großen Maskatesel thront.

Es wird also auch schon im Haarfärben unsern Damen Concurrenz gemacht!

Der eigenthümliche Geruch, der von jedem wohlhabenden Araber ausgeht, rührt von Ambra, auch wol von Hallut oder Sandelholzöl her. Beschreiben läßt sich die Eigenart dieser Parfums, wie jeder Geruch, leider nicht. Man würde nur sagen können: es riecht orientalisch. Die Ambra, ein pathologisches Secret des Verdauungsapparates des Pottwals, wird sowol an der Somaliküste wie an den südlich gelegenen Inseln, Madagaskar u. s. w., gefunden, und das außerordentlich kostbare Product war in Sansibar bisher Monopol des Sultans. Das Sandelholzöl wird von Bombay importirt.

Neben Kugel und Schwert verschmäht der Araber aber auch die Waffen der Schlauheit nicht, ja auf diesem Gebiete müssen selbst wir Europäer uns vor ihm bescheiden. An Ränken und Tücken, an listiger Verschlagenheit und schamloser Lüge sucht er seinesgleichen. Das haben wir alle, die wir in einer Beziehung zu der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft standen, zur Genüge erfahren! Von vornherein als ausgemachte Gegner betrachtet, wurden wir mit allen ehrlichen und unehrlichen Mitteln bis zum Aeußersten bekämpft. Und da hat sich denn auch gezeigt, welch eine ungeheuere Macht das Araberthum in den meisten Küstendistricten, ja selbst noch weit in das Innere hinein, hat. Der Einfluß des ersten aller Araber, des Sultans von Sansibar, herrscht thatsächlich in dem ganzen tropischen Ostafrika; seine Instructionen bestimmen die Aufnahme der Europäer bei den meisten Völkerschaften. Und daß dieser Einfluß seiner Zeit zu Gunsten der deutschen Bestrebungen aufgewandt worden wäre, könnte man gerade nicht behaupten.

Man konnte es ja dem Sultan nicht verdenken, daß er sich seiner Haut zu wehren suchte, und daß er denjenigen, die er als seine ärgsten Feinde betrachtete, auch feindlich gegenübertrat. Und wenn nun auch neuerdings die Verhältnisse sich durchaus in das Gegentheil gewandt zu haben scheinen, wenn der Sultan die Feindschaft mit der Freundschaft getauscht zu haben scheint, so darf man es doch nicht vergessen, daß nur Opportunitätsrücksichten, wahrscheinlich die Hoffnung auf ein gutes Geschäft, diesen Umschwung hervorgebracht haben und daß von einer wahrhaften Befreundung mit der deutschen Sache noch immer nicht die Rede sein kann. Ob letzteres überhaupt je eintreten wird, möchte ich berufenern Vertretern zur Entscheidung überlassen; ich hege bescheidene Zweifel.

Um einmal ein recht frappantes Beispiel von der im Dienste der guten Sache documentirten Unverschämtheit eines Arabers herauszugreifen, sei es mir gestattet, eine selbsterlebte kleine Episode hier zu erzählen.

Als wir im Januar 1886 von Sansibar aufgebrochen waren, um eine größere Expedition nach dem Kilima-Ndjarogebiete zu unternehmen, fehlte uns noch eine große Anzahl von Trägern. Wir suchten diese in dem Küstenplatze Pangani anzuwerben, wie überall Usus durch Vermittelung des Gouverneurs (Liwali) des Sultans. Der Gouverneur läßt durch seine Leute bekannt machen, daß so und so viel Träger nach da und dahin verlangt werden und daß Seine Hoheit der Sultan die Einwilligung dazu gegeben hat. Die sich Meldenden, meist alle dem Gouverneur persönlich bekannt, werden dann in seinem Hause besonders eingetragen, und er übernimmt damit zugleich eine ausgesprochene Haftbarkeit für dieselben. Auf anderm Wege ist es überhaupt nicht möglich, auch nur eine geringe Anzahl verlässiger Leute zu erlangen. Denn da unweigerlich der Lohn stets auf zwei Monate vorausbezahlt werden muß, so würden alle Angeworbenen, falls sie nicht den rächenden Arm der Gerechtigkeit und das Gefängniß fürchteten, sofort entfliehen, um

den billig erworbenen Verdienst zu verprassen. Der Europäer allein würde ja nur in den allerseltensten Fällen Gelegenheit haben, einmal Vergeltung üben zu können, da er kaum im Stande ist, einen entlaufenen Träger mit Sicherheit wiederzuerkennen. Dem Gouverneur oder auch seinen Beamten sind dagegen die Leute, ihre Hütten, ihre Familien u. s. w. genau bekannt, und er ist daher im Stande, wirklich Repressalien üben zu können.

Der Wali gab auf einen überreichten offenen Empfehlungsbrief des Sultans auch sofort seine größte Bereitwilligkeit zu erkennen, uns zu helfen. Zu unserer ständigen Unterstützung stellte er uns sofort einen seiner Beamten zur Verfügung, der seitdem auch kaum von meiner Seite gewichen ist. Derselbe wurde uns um so werthvoller, als der Wali schon am zweiten Tage erkrankte und wir in unserm Verkehr daher auf die Vermittelung dieses Beamten angewiesen waren. Doch nahm ich auch häufig Gelegenheit, meine persönlichen Diener mit Botschaften direct zum Wali zu senden. Auch in Betreff des Einschreibens der Träger ließ ich auf diese Weise bei ihm anfragen und erhielt den Bescheid, daß auch dies, da er leider krank sei, durch jenen Bevollmächtigten geschehen würde. Alles ging denn auch in schönster Ordnung von statten, und unsere Expedition war schon nach wenig Tagen in der Lage, aufbrechen zu können. Nach kaum einer Woche seit dem Verlassen Sansibars hatten wir dann die Genugthuung, noch drei Leute bei uns zu sehen, indem von 250 im Laufe der Zeit angeworbenen Trägern allgemach 247 davongelaufen waren!

Der ruhige Leser wird nun wahrscheinlich in ungeheueres Erstaunen gerathen und vermuthen, daß nur irgendwelche elementare Ereignisse, irgendwelche besonders grobe Fehler einen derartigen Ausgang hervorrufen konnten. Aber dem ist durchaus nicht so.

Seyid Bargasch, der Sultan von Sansibar, hatte einfach den Untergang der Expedition beschlossen!

Ohne weiteres dieselbe verbieten, die Erlaubniß zum Anwerben von Trägern verweigern, konnte er nicht. Das wäre doch zu offenbare Feindseligkeit gewesen. Die Sache mußte schon geschickter angefangen werden.

Zu diesem Behufe werden die einzelnen Karavanenführer vorher genau instruirt und ihnen aufgegeben, den Wunsch des Sultans unter allen Umständen zur Ausführung zu bringen. Den Trägern, wenigstens soweit sie Sklaven von Arabern sind, ist schon von seiten ihrer Herren befohlen worden, bei erster Gelegenheit zu entfliehen, da der betreffende Europäer ein hinterlistiger, grausamer Mann und ein Feind des guten Bana Bargasch sei. So gehen denn vom ersten Tage an die Desertionen in massenhafter Weise vor sich. Selbst die wenigen Leute, die vielleicht schon etwas Zutrauen zu dem Weißen gefaßt haben, werden von dem Strome mit fortgerissen und schon nach kurzer Zeit steht man am Ende aller seiner Mühen.

Nun wird man vielleicht wiederum glauben, daß man doch etwas thun könnte, um diese Desertionen mit Güte oder mit Gewalt zu verhindern. Aber auch dem ist leider nicht so. Ein jeder Afrikareisende weiß, daß, wenn die Leute einmal entschlossen sind zu entfliehen, es auf die Länge der Zeit einfach unmöglich ist, sie zu hindern. Mit Vorliebe benutzen sie die Nacht zum Entweichen; aber selbst bei hellem Tage, auf dem Marsche, hat dies gar keine Schwierigkeit. Die engen, in dem übermannshohen Grase oder dichten Gebüsch sich hinwindenden Pfade sind nicht selten kaum auf zehn Schritt zu übersehen, sodaß der Träger ruhig seine Last niederwerfen und sich abseits in das Dickicht schlagen kann. Wie soll man den Mann da wiederfinden als einzelner, mit dem Terrain durchaus unbekannter Europäer! Denn auf Hülfe, auf Beistand seiner Leute kann man in einem derartigen Falle ja niemals rechnen.

Es ist leider so: Sobald man ein Feind der Araber ist, ist man auch ein Feind der Neger, und als Feind der Neger ist man überall verrathen und verkauft. Als Freund der

Araber kann man alles erreichen, man kann sich wie ein Postpacket durch ganz Afrika schicken lassen, als Feind derselben hat man um jeden Zoll breit Boden zu kämpfen! Ein allgemeines Gefühl der Unzufriedenheit unter den Negern hinsichtlich der arabischen Herrschaft ist, mögen es auch noch so viele Leute behaupten, nicht im entferntesten vorhanden. Wol mag es hie und da Misvergnügte geben, aber im allgemeinen fühlt sich der Neger mit dem Araber solidarisch, und wer da glaubt, die Leute durch Versprechungen der Befreiung vom arabischen Joch gewinnen zu wollen, wird sehr bald seines Irrthums gewahr werden.

Selbstverständlich gilt das Gesagte nur von den Küstenbezirken, in denen die Araber seit Jahrhunderten ihre unbestrittene Herrschaft ausüben.

Nach dem Scheitern jener Expedition und nach meiner dadurch erzwungenen Rückkehr nach Pangani war es natürlich mein Erstes, zum Wali zu eilen, um Rechenschaft für diesen unerhörten Vertrauensbruch zu fordern und zum mindesten zu erlangen, daß die entflohenen, meist jetzt in Pangani vergnüglich lebenden Leute eingefangen und ins Gefängniß gesteckt würden. Und nun denke man sich mein grenzenloses Erstaunen, als mir der Wali erwiderte, ihm sei von der ganzen Sache nichts bekannt! Daß ich überhaupt Träger am Orte geworben, höre er heute zum ersten mal! Bei ihm sei ja auch niemand eingeschrieben und so könne er auch niemand einfangen lassen! Als ich diese bodenlose Frechheit mit der Erwiderung aus dem Felde schlagen wollte, sein mir persönlich bezeichneter Bevollmächtigter habe ja während seiner Krankheit alle diese Geschäfte auf seinen Befehl verrichtet, wurde mir die Antwort, von einem solchen Bevollmächtigten sei ebenfalls nichts bekannt. Und in der That suchte ich diesen Mann jetzt in der Umgebung des Wali vergebens. Am folgenden Tage schon glückte es jedoch einem unserer Herren, den Betreffenden auf der Straße einzufangen, und trium-

phirend zog ich mit diesem schlagenden Beweise wieder vor den Wali.

Nun kommt der Effect. Der Wali erklärt mir dreist und frech ins Gesicht, diesen Mann gar nicht zu kennen, ihn nie gesehen, ihn mir niemals zu meiner Unterstützung angewiesen zu haben! Und das wagt der Mann gegenüber dem Zeugniß von so und so viel Europäern! Was hilft es, daß man diesem sonst allgemein geachteten Gouverneur all seinen Zorn und all seine Verachtung ins Gesicht schleudert, daß man ihm mit allen möglichen Repressalien droht. Er weiß sehr wohl, daß man zur Ausführung derselben leider ohnmächtig und machtlos ist und daß eine Beschwerde bei dem Sultan ihm nur noch ein ganz besonderes Lob eintragen wird. Die Expedition ist gescheitert, der Zweck ist erreicht. Die Bevölkerung hat sich so und so viel tausend Mark erschwindelt und ist doch davor gesichert, zur Strafe ins Gefängniß wandern zu müssen.

Wenden wir uns nach dieser kleinen Abschweifung zu dem Gesammtbilde unsers Arabers zurück, so werden wir bald noch eine vortreffliche Eigenschaft an ihm entdecken: die Gastfreundschaft. Diese wird in der ausgedehntesten Weise geübt und, falls es die Verhältnisse mit sich bringen, selbst gegen den Feind. Wenn man von Sansibar aus sich weiter in das Innere der Insel begibt, so wird es einem immer begegnen, daß man von dem einen oder andern Araber zum Betreten seines Hauses eingeladen wird. Und mit der größten Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit wird uns dann jede Bequemlichkeit zur Verfügung gestellt. Kaffee oder Scherbet sind die gewöhnlich präsentirten Getränke.

Von Spirituosen hält sich der Araber, im erfreulichen Gegensatz zu seinen schwarzen Suahili-Collegen, durchaus fern. Ausnahmen von dieser Regel gehören entschieden zu den Seltenheiten.

Weder zum Handwerker noch zum eigentlichen Kaufmann, sondern einzig zum Herrscher ist der Araber geboren. Nur

die Herstellung der Waffen, der Klingen und Silberarbeiten betreibt er selbst mit großer Kunstfertigkeit und die Gold- und Silberarbeiter Sansibars gehören zum Theil den Arabern an. Außer den Zierathen an Schwertern, Dolchen u. s. w. fertigen sie auch Ketten, Ringe und vor allem Armbänder. Die Muster sind sich allerdings fast immer gleich. Bezahlt werden die Stücke einfach nach dem Gold- und Silbergewicht mit einem geringen Aufschlag für die Arbeit. Zu Silbersachen werden indische Rupien oder auch wol die feinern Maria-Thereſienthaler, zu Goldarbeiten englische Sovereigns, unter denen besonders die australischen des guten Goldes wegen beliebt sind, verwandt.

An dieser Stelle möchte es auch angezeigt sein, noch mit einigen Worten das Verhältniß des Arabers zu seinen Sklaven zu berühren; denn alle Araber, wie auch sehr viele Neger, besitzen Sklaven. Noch jetzt ist die Zahl derselben ein Maßstab für die Macht und das Ansehen des Besitzers, und man muß ja nicht glauben, daß dies alles Ueberreste aus alter Zeit sind! Selbst dem Europäer ist es bei Kenntniß der Verhältnisse heute noch möglich, Sklaven in beliebiger Zahl zu kaufen. Zu meiner Zeit betrug der Preis für einen kräftigen Burschen loco Sansibar circa 25—30 Dollars, während vor dem Verbote des Sklavenhandels die Hälfte der Summe genügte. Die Weiber stehen etwas höher im Preise. Besonders von Quiloa und von Mozambique aus wird ein schwunghafter Handel getrieben, und man kann hier die Sklaven halb so billig wie in Sansibar haben; doch sind auch dort die Preise jetzt doppelt so hoch als in frühern Zeiten.

Die durch den Streit zwischen Seyid Bargasch und der portugiesischen Regierung bekannt gewordene Tunghi-Bai war und ist ebenfalls ein bevorzugter Ausfuhrort für diese Waare. In Mozambique geht es so weit, daß es allen Einwohnern, also auch den europäischen Häusern, sehr wohl bekannt ist, ob und wo gerade Sklavenboote ihre Fracht laden! In Sansibar

kann allerdings das Geschäft nicht so offenkundig betrieben werden.

Die in den Küstenplätzen, wie Quiloa, aus dem Innern ankommenden Sklaven werden erst eine lange Zeit dort zurückgehalten, um ihnen die Erlernung des Kisuahili zu ermöglichen. Dann erst werden sie später in kleinen Trupps nach Sansibar eingeführt und dort unter der Hand verkauft.

Gewiß ist, daß diese eingefangenen Neger auf dem Transporte im Innern manche Leiden und Qual, manchen Hunger und Durst zu ertragen haben, wenngleich in den üblichen schrecklichen Darstellungen sicher ein gut Theil tendenziöser Uebertreibungen untergelaufen sein wird.

Gewiß ist es aber auch, daß die Sklaven, sobald sie einmal endgültig verkauft und in die Hände ihres arabischen Herrn gekommen sind, ein keineswegs beklagenswerthes Dasein führen. Der Araber weiß als Orientale durchaus den Neigungen und Ansprüchen seiner Leibeigenen gerecht zu werden. Er bürdet ihnen nicht alle möglichen unsympathischen Neuerungen auf und er verlangt von ihnen kaum je ein übermäßiges Arbeiten. In dem altgewohnten, dem tropischen Klima entsprechenden Schlendrian können sie weiter leben. Solche Vorstellungen des Elends, wie sie auf Grund alter, berechneter Reclamen der Fernstehende sich zu machen gewohnt ist, dürften niemals ihre Bestätigung finden!

Die einzige vielleicht zu misbilligende Thatsache ist die Verwendung einzelner Sklaven zu Lastträgern oder Hamali. Es ist dies eine im Zollhaus stationirte Truppe, die zum Transport der Waarenballen und Kisten bestimmt ist. Die Lasten werden in Seile geschlungen und dann vermittelst einer langen, von je zwei Negern auf der Schulter getragenen Stange fortgeschleppt. Wenngleich hierzu nur die stärksten und kräftigsten Gestalten Verwendung finden, so mag doch wol mancher an den Folgen des schweren Schaffens zu Grunde gehen. Es treten allerdings häufig Ablösungen ein und ist

die Zahl der frischen Kräfte fast als ein ungefährer Maßstab für das momentane Angebot von Sklaven überhaupt zu betrachten.

Bedauerlich bleibt es immerhin, daß aus Mangel jeglicher mechanischen Hülfsmittel selbst die schwerste Arbeit durch Menschenhände verrichtet werden muß. Aber wer es mit angesehen hat, in welch schändlicher Weise die freien Kinder der Sicilianer in den Schwefelbergwerken gemisbraucht werden, ja, wer nur in dem freien Deutschland einmal genaue Umschau hält, wird ganz überraschende Aehnlichkeiten herausfinden!

Im allgemeinen lebt der Sklave entweder in der Nähe seines Herrn als dessen persönlicher Diener, oder aber weitab auf der Schamba, den ländlichen Besitzungen desselben. Er darf sich auch zu anderweitigen Dienstleistungen an Fremde vermiethen und muß dann allerdings den größten Theil des Erworbenen an seinen Besitzer abgeben. Aber was braucht er denn für sich selbst! Mit Weib und Kindern lebt er mit einem Geringen lustig in den Tag hinein, ist zufrieden, wenn er nur gehörig Reis essen und des Abends mit etwas Taback im Munde seine Ngoma tanzen kann.

So besteht auch die gute Hälfte der sich den Europäern als Träger für Expeditionen verdingenden Neger aus Sklaven. Unter normalen Umständen sind dies die sichersten Leute, da der Besitzer für seine Sklaven haftbar sein soll. Doch unter den jetzigen Kämpfen des deutschen Elements haben sich alle diese Verhältnisse leider total verschoben. Nur selten kommt es vor, daß auch auf weit gehenden Expeditionen, wo sich wol häufig gute Gelegenheit bietet, der Sklave seinem Herrn entflieht. Er entläuft dem Europäer, kehrt aber pflichtschuldigst stets zu seinem arabischen Herrn zurück. Und das thut er, trotzdem oder vielleicht weil eine eigentliche Aufsicht über ihn gar nicht besteht, eine Thatsache, die ohne jede Erläuterung schlagend für sich selber spricht.

Würde man diese Sklaven vor die offene Frage stellen,

entweder in den sansibarer Verhältnissen zu verharren oder aber in ihre fernen Heimatdörfer zurückkehren zu dürfen, sie würden unbedenklich das erstere wählen. Denn ein lebhaftes Gefühl für die engere Heimat, wie es gerade die nordischen und die Gebirgsvölker so hoch entwickelt haben, scheint der Neger kaum zu kennen. Die uns umgebende Natur wird uns eben nur durch den beständigen Kampf, durch das beständige Ueberwinden derselben lieb und werth! Würde man jene Neger schließlich wählen lassen zwischen der Sklavenarbeit bei dem Araber und der Arbeit als freier Mann bei dem Europäer, alle würden sich zu dem Araber schlagen, natürlich unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß sie auch als freie Männer bei dem Europäer arbeiten müßten. Denn bei der Wahl zwischen Arbeit und absolutem Nichtsthun, letzteres gleichbedeutend mit der Freistellung der Arbeit überhaupt, möchte die Entscheidung wol anders ausfallen.

Nicht der Araber ist der Fluch der Sklaverei geworden, wir Europäer haben auch hierin unsere alten Lehrmeister übertroffen! Solche verabscheuungswürdige Auswüchse, wie die Sklaverei in Amerika getrieben hat, haben in Afrika nie und nimmer Platz gegriffen. Der Araber steht der ganzen Sinnes- und Denkungsart ja der Negerrasse selbst viel zu nahe, als daß er so brutal gegen die menschliche Natur wüthen könnte!

Weit sei es von mir entfernt, den Sklavenhandel an sich, der in der That hauptsächlich von Arabern und Mischlingen getrieben wird, in irgendeiner Weise in Schutz zu nehmen. Es ist ein verabscheuungswürdiges Gewerbe, welches verdiente noch strenger verfolgt zu werden, als es heutzutage geschieht. Aber ebenso muß ich mich auch gegen die Doctrin erklären, die uns glauben machen will, der Neger sei befähigt und berechtigt, der Früchte einer lang und schwer errungenen — durch tausendjährige Kämpfe uns zu eigen gemachten Cultur ohne weiteres theilhaftig zu werden! Ich wiederhole es, ich spreche ihm sowol die Berechtigung als auch die Befähigung dazu ab!

Wol in keiner Frage hat man in neuerer Zeit so sehr über das Ziel hinausgeschossen, wie in der Frage der persönlichen Freiheit, der sogenannten allgemeinen Menschenrechte. Ist es denn nicht einfach lächerlich, würdig den Köpfen unreifer Pensionsfräuleins, an die Möglichkeit zu glauben, eine Cultur, zu deren Erlangung wir tausende von Jahren gebraucht haben, einer vollständig culturlosen Rasse auf einmal einimpfen zu können. Glaubt man denn, daß sich in der Natur so ungeheuere Sprünge je vollziehen können, daß der natürliche Entwickelungsgang eine derartige Vergewaltigung leidet!

Schreitet man auf dem einmal betretenen Pfade fort, überschüttet man die schwarze Rasse auch fernerhin mit unverstandenen und unverdauten Institutionen, verleiht ihnen neue und neue Rechte, ja erhebt sie zu gleichberechtigten Menschenbrüdern, so wird man sich entweder auf Jahrhunderte hinaus nur lächerliche, fratzenhafte Misgeburten erziehen oder aber auch dieses Volk dem schließlichen Untergange entgegenführen!

Ich habe gesehen, welch eine tüchtige innere Kraft auch den Negern innewohnt, und hege die Ueberzeugung, daß mit der Zeit noch brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft aus ihnen zu bilden sind; aber eine Entwickelung muß man dem Volke gönnen. Von Stufe zu Stufe muß man den Neger erziehen, durch die Arbeit zur Liebe und zum Verständniß der Arbeit. Durch sorgsam gepflegte innere Entwickelung soll man das Verständniß und die Möglichkeit zum würdigen Tragen freierer Institutionen erst zu schaffen suchen.

b) Neger.

Ziemlich wesentliche Unterschiede vom Araber. — Erklärung des Ausdrucks „Suahili". — Sprache. — Schriftzeichen. — Namen. — Aeußere Charakteristik. — Religion. — Aberglaube. — Medicin. — Amulete. — Trägheit in unserm, nicht in absolutem Sinn. — Unsere Cultur zur Herrschaft berechtigt. — Kraft und Ausdauer. — Stellung zur Arbeit und zur Zeit. — Schauri. — Begrüßungsart im Innern. — Tapferkeit. — Waffen. — Gutmüthigkeit. — Neugierde. — Mangel an Achtung und Verständniß für die Europäer. — Lügen. — Stehlen. — Natürlicher Instinct, aber Mangel an Ueberlegung. — Eitelkeit. — Innere Ruhe und Gleichgültigkeit. — Zank. — Gefühlsleben. — Mistrauen. — Vater und Mutter. — Freund. — Dichtung und Gesang. — Tanz (Ngoma). — Musik. — Spiele. — Schule. — Tracht der Männer. — Tracht der Weiber. — Schmuck. — Bemalen. — Parfum. — Figur und Moral der Negerinnen. — Die Frau. — Häusliche Arbeiten. — Hauptnahrungsmittel. — Sorgfalt in Reinhaltung des Mundes. — Gemüse. — Früchte. — Genußmittel. — Geistige Getränke. — Kunstfertigkeit.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit dem Charakter und den Lebensgewohnheiten des Negers einmal genauer zu, so werden wir bald finden, daß er sich in den meisten Punkten wesentlich von dem Araber unterscheidet.

Was den Namen „Suahili" anlangt, den die gesammte Sansibarbevölkerung trägt, so ist es in der That schwer, sich über die Eigenart und den Ursprung dieses Namens Rechenschaft zu geben. Denn man muß durchaus nicht glauben, daß Suahili etwa der Name eines specifischen Volksstammes wäre. Davon ist gar keine Rede. Suahili heißt jeder Farbige, der in Sansibar *geboren* ist, ja, im eigentlichen Sinne des Wortes ist auch jeder in Sansibar geborene Araber als Suahili zu bezeichnen. So ist Suahili ein Collectivbegriff, der die allerverschiedenartigsten Elemente in sich schließt. Schwarze aus allen nur möglichen Districten des Continents, Araber und nicht zuletzt Mischlinge in großer Zahl, alles das ist Suahili, sobald es nur in Sansibar geboren ist. Es resultirt daraus auch die lächerliche Thatsache, daß die vom Continent eingewanderten Aeltern eines später in Sansibar

geborenen Sprößlings mit dem verächtlichen Namen Barra belegt werden, während der hoffnungsvolle Sohn den stolzen Namen Suahili führt.

Aber diese Definition umfaßt noch nicht den Gesammtbezirk des Suahili-Elements. Wasuahili heißen nämlich auch die Bewohner der Bezirke von Mombas und Lamú und zwar in derselben bereits obenerwähnten Art und Weise. Jeder in jenen Bezirken Geborene ist damit eo ipso Suahili, mögen die Aeltern sein, welche sie wollen.

Daß dies nicht der ursprüngliche Zustand der Dinge sein kann, ergibt sich bei einiger Ueberlegung von selbst. Sowol Mombas als Lamú und Sansibar repräsentiren die ersten alten Niederlassungen des Araberthums, und gerade die Bevölkerung dieser Plätze führt jetzt den Namen Wasuahili.

Die Bewohner von Pangani und Quiloa maßen sich auch wol jenen stolzen Namen an, werden aber von den „echten" Wasuahili damit nicht anerkannt. Und bemerkenswertherweise haben diese Plätze auch nie zu den alten Hochburgen des Araberthums gehört; erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit siedelten sich Vertreter dieser Rasse dort an.

Es liegt somit die Vermuthung nahe, daß der Name Suahili in einer gewissen Verbindung mit der Araberoccupation stehen wird. Andererseits belehrt uns aber auch die Existenz einer specifischen Suahilisprache neben den zahllosen andern Dialekten des Continents, daß früher in der That einmal eine jenen Dialekt entwickelnde erste Volksgemeinschaft bestanden haben muß.

Man ist allgemein geneigt, den Sitz jenes alten originalen Stammes in der Gegend von Mombas und Lamú zu suchen, und wird damit auch wol das Richtige treffen. Hier fand dann die erste Einwanderung der Araber statt und im Laufe der Zeiten eigneten sie sich jene Sprache mehr oder minder vollständig an. Bei ihrer spätern Ausbreitung wurden sie dann die Träger der Suahilicultur, wenn man überhaupt die Sprache als den Ausdruck der Cultur bezeichnen darf. Nur

durch die Araber und mit den Arabern erlangte das Suahili eine derartige Ausbreitung über das ganze tropische Ostafrika; nur in ihrem Bannkreise siedelte sich eine Bevölkerung an, die mit der Sprache auch den Namen Suahili annahm. Erst im Gefolge der Araber hat sich das Wort Suahili zu dem jetzigen Begriff entwickelt. Die Verbreitung des Kisuahili ist in der That eine ungeheuere. Vom Aequator bis nach Mozambique, überall wird in den Küstendistricten dieser Dialekt gesprochen. Und selbst tief im Innern des Continents wird man stets zahlreiche Personen finden, die desselben mächtig sind.

Das Kisuahili ist ein Zweig jener großen kaffrischen Sprachfamilie, deren Hauptmerkmal darin besteht, daß sämmtliche Wortbildungen, Flexionen, Zahl- und Zeitänderungen, kurzum der ganze Aufbau der Sprache nicht durch bestimmten Stämmen angehängte Endsilben, sondern durch ihnen vorgesetzte Vorsilben bewirkt werden. So geschieht die Conjugation, indem man sowol die Zeiten wie die Personen durch gewisse Präfixe bezeichnet. Es heißt z. B. in Kisuahili:

n - a - penda, ich - lieb - e,
un - a - penda, du - lieb - st,
an - a - penda, er - lieb - t,

a bedeutet hier die Zeit: das Präsens; n, u, a die Personen; letztere Buchstaben werden mit den folgenden Vocalen noch durch ein zwischengeschobenes n verbunden.

Auf dieselbe Weise bildet man nun aber auch die negativen, die passiven, die pronominalen, die conditionellen Formen u. s. w. Ja selbst die Relativbeziehungen, die echten Relativsätze, werden durch solche dem Verbum vorgesetzte Silben ausgedrückt; z. B. heißt:

an - a - m - penda,	er liebt ihn,	
ha - m - penda,	er liebt ihn nicht,	
an - a - ye - penda,	er, welcher liebt,	
a - si - ye - penda,	er, welcher nicht liebt,	
a - ki - penda,	wenn er liebte,	
ha - si - popenda,	wenn er nicht liebte	u. s. w.

Es bezeichnet in diesen Beispielen:

a die Zeit, das Präsens,
a die dritte Person,
ha die negative dritte Person „er nicht",
m das Pronomen „ihn",
ye persönliches Pronomen, als Aushülfsmittel zur Bildung der Relativbeziehungen dienend,
si einfache Negation,
ki die Zeit, das Conditionalis.

Die Substantive besitzen keinen eigentlichen Artikel. Auch sie unterscheiden sich nur durch Präfixe, und werden die Plurale durch Veränderung dieser gebildet, z. B.:

mtoto das Kind, wa-toto die Kinder,
mti der Baum, mi-ti die Bäume,
fuko der Sack, ma-fuko die Säcke.

Durch die ganz ungemein große Zahl jener Vorsilben und Buchstaben, durch die schwierige Art der Zusammenformung, durch die große Aehnlichkeit der Worte im allgemeinen, und nicht zuletzt noch durch den vollständig fremdartigen Charakter der ganzen Sprache überhaupt gestaltet sich die Erlernung derselben für den Europäer allerdings zu einer sehr schwierigen. [1]

[1] Wer sich näher unterrichten will, findet ein ausführliches Hülfsmittel in der Grammatik des verstorbenen Bischofs Steere, „A Handbook of the Swahili language as spoken at Sansibar. By the late Edward Steere" (London 1884). Ein kleines und gerade für den Anfänger vorzüglich geeignetes Hülfsbuch ist von der französischen Mission herausgegeben: „Grammaire Kisouahili par le R^d. Père Daull, prêtre de la congrégation du St. Esprit et du St. Cœur de Marie" (Colmar 1879). Hierzu gehört noch ein in Bagomojo gedrucktes Vocabularium. Auch Herr Pastor Büttner hat im Anschluß an die obige englische Grammatik eine solche in deutscher Sprache geschrieben, ein trotz einiger Mängel verdienstvolles Werk: „Hülfsbüchlein für den ersten Unterricht in der Suahilisprache von C. G. Büttner" (Leipzig, T. O. Weigel).

Als Vocabularium steht das alte, von dem verstorbenen Krapf zusammengestellte Nachschlagebuch noch immer unübertroffen da, doch arbeitet die englische Mission in Sansibar ebenfalls an einem derartigen großartigen Werke.

Es hat sich jedoch in Sansibar ein Jargon gebildet, der der Hauptsache nach dadurch charakterisirt ist, daß die vielen stets wechselnden Vorsilben durch einige wenige ersetzt sind, und in dieser mörderischen Sprache kann man es unschwer zu einiger Vollkommenheit bringen; bei nur etwas daran gewöhnten Leuten vermag man sich dann auch ohne Schwierigkeit verständlich zu machen.

Doppelte Anredeformen, wie wir sie besonders im Deutschen mit Du und Sie besitzen, existiren im Kisuahili nicht, Jedermann ist Du. Dagegen ist die Sprache reich an verschiedenen substantivischen Anreden; wie z. B. rafiki Freund. bana Herr, bana kubua Großherr, djumbe Häuptling. Ein jeder Neger wird den andern stets mit bana, ja selbst mit bana kubua ansprechen, dieselben Formen, mit denen er auch den Mſungu, den Weißen, titulirt.

Zum Verständniß der auf den Landkarten üblichen Bezeichnungen mag hier noch angeführt werden, daß die Vorsilbe Wa stets das Volk, U das Land und Ki die Sprache bezeichnet; also:

Usaramo = Land
Kisaramo = Sprache
} der Wasaramo.

Im allgemeinen läßt sich nicht leugnen, daß das Kisuahili trotz des uns fremdartigen Charakters durch die vielen helltönenden Vocale einen großen Wohlklang besitzt, der in der That an das Italienische erinnert.

Eigenthümliche Schriftzeichen kennt, wie überhaupt wol die kaffrische Sprachfamilie, so auch das Kisuahili nicht. Nichtsdestoweniger wird ganz allgemein das Kisuahili geschrieben und zwar mit Hülfe der arabischen Schriftzeichen, obgleich sich dieselben durchaus nicht zum Ausdruck der Laute eignen. Dem Arabischen fehlen zwei unserer Vocale, das e und das o, sowie der Consonant p vollständig; e wird durch

---

Neuerdings hören wir, daß Herr Baron von Saint-Paul-Illaire, Beamter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, ebenfalls eine Suahili-Grammatik verfaßt hat, die demnächst im Druck erscheinen dürfte.

i oder ä, o durch u und p durch b ausgedrückt. Im Kisuahili spielen aber, wie schon oben erwähnt, gerade die Vocale eine hervorragende Rolle. Andererseits ähneln sich die verschiedenen Worte in ganz erschreckender Weise, und das Verändern oder Fortlassen nur eines Buchstabens gibt häufig dem Worte eine ganz andere Bedeutung. Somit gehört schon eine ziemliche Uebung dazu, um geschriebenes Kisuahili in der richtigen Weise entziffern und lesen zu können, um an der richtigen Stelle aus dem i oder ä ein e, aus dem u ein o zu machen.

Die Personennamen sind zum Theil arabischen, zum Theil Kisuahili-Ursprungs, wie die folgenden gebräuchlichsten beweisen:

Männliche Namen.

Arabisch.	Kisuahili.
Abdallah, Diener Gottes	Almassi, Diamant
Ali, Elias	Barakka, Segen
Hamadi, Hamiss } Mohammed	Barrutti, Pulver
	Juma, Freitag
Issa, Jesus und Josua	Heri, der Glückliche
Mussu, Moses	Mabrukki, Malborough
Nassor, Nassor	Songoro, Songola } Kaninchen
Jussuf, Joseph	
Ramassan, Fastenmonat	Uledi, Schaum.

Weibliche Namen.

Alima, Amina, die Treue	Bischéa, Habischéa } Abessinierin
Fatma	
Faïda	Hassina, Schatz
Fatima	Kellele, Lärm
Hawua, Eva	Madarakka, Befehl
Mariam, Miriam } Marie	Suema
	Maniku
Salima	Waridi, Wardi, Rose

Die allgemein gebräuchliche Bildung Ali ben Hamis, Mabrukki wadi Juma, d. h. Ali, Sohn des Hamis, Mabrukki, Sohn des Juma, ist echt arabisch.

Da der Name Suahili, wie wir gesehen haben, also durchaus keinen Stammesbegriff bildet, da alle möglichen

Völkerschaften, alle nur denkbaren Uebergangsstufen vom Araber bis zum echten Vollblutneger darunter zusammenfallen, so habe ich in den gesammten Darstellungen den Namen „Suahili" meist vermieden und statt dessen einfach das Wort Neger gesetzt. [1]

Der ostafrikanische Neger zeigt im allgemeinen eine lichtbraune Chocoladenfarbe. Die tiefe schwarze Färbung scheint auf das Innere und den Süden beschränkt zu sein. So war mein kleiner Junge aus Uganda ein solches seltenes Muster und, wie es schien, auf seinen sammtschwarzen Teint nicht wenig stolz.

In der Gesichtsbildung findet man der Natur der Sache nach die verschiedensten Formen. So kann man unter vielen, oft vollständig breitgequetschten Nasen auch wol eine schön scharfgeschnittene herausfinden; Stumpfnäschen sind häufig. Die Mundbildung schwankt ebenso nach allen Richtungen hin. Echte gewulstete Negerlippen sind gar nicht so verbreitet, wie man geneigt ist anzunehmen, wenngleich andererseits fein europäisch geschweifte Formen nie zu finden sind. Der ganze Gliederbau ist stets mehr oder minder ein stark knochiger, untersetzter.

Von Ansehen und äußerer Würde weiß sich der Neger nicht viel zu geben. Seine Haltung ist niemals eine freie, stolze, sondern immer eine mehr oder minder demüthige, gebückte. Es zeigt sich dies z. B. im Gegensatz zu den Somali schon auffallend genug. Der Gang ist stets etwas schlenkernd und schleppend. Dies tritt besonders bei dem weiblichen Theile oft direct widerwärtig hervor. Eine vollständig geputzte Negerin, eine Manamke mardadi, hält es förmlich für ihre Pflicht, zur Erregung der größtmöglichsten Aufmerksamkeit wie eine Ente zu watscheln und mit dem Steiß zu wackeln.

Die auf Sansibar selbst ansässigen Schwarzen gehören nominell der mohammedanischen Religion und zwar meist der

[1] Der auch häufig gehörte Ausdruck „Wangwana" bezeichnet die freien Neger im Gegensatz zu den „Watuma", den Sklaven.

Schaffyjekte an. In Ngambo, dem Negerviertel Sansibars, findet man auch viele Moscheen, d. h. mit Palmblättern bedeckte Lehmhütten, auf deren Boden ein paar Matten ausgebreitet sind. Vor der Thür stehen zahlreiche Gefäße, in denen das für die vorgeschriebenen Waschungen dienende Wasser enthalten ist. Zu den anbefohlenen Gebetszeiten, um 4, 12, 4, 6 und 8 Uhr kann man hier auch immer eine Menge Neger antreffen. Aber doch hält sich wol der größere Theil der Bevölkerung diesen Gebetsübungen fern, was in vielen Fällen schon durch die Beschäftigung als Handwerker, als Arbeiter auf der Schamba u. s. w. bedingt ist. Von einem wirklich religiösen Eifer, von einem Fanatismus ist nirgends eine Spur zu finden. Man macht so mit, weil man nicht anders kann, weil man sich inmitten des herrschenden Mohammedanismus seiner Heidenreligion schämt. Für den schlauesten Theil des Volks, wie z. B. für die Diener der Europäer, existiren von der ganzen Religion überhaupt nur die Festtage. Sicherlich wird bei solcher Gelegenheit stets der Diener mit der mehr oder minder schüchternen Erinnerung nahen, daß heute „siccucu", d. h. Festtag sei, um sein übliches Trinkgeld in Empfang zu nehmen. Mag dann die Religion, wie z. B. beim Ramassan, einen ganzen Monat lang tagsüber Fasten vorschreiben oder nicht, das ist ihm sehr gleichgültig. Er empfängt sein Trinkgeld und feiert wol die Fest- aber nicht die Fasttage! Doch selbst diese schlauesten Köpfe, falls sie sich ganz und gar isolirt nur unter eifrigen Mohammedanern finden, haben nicht den Muth der Ueberzeugung. Oeffentlich fasten sie, während sie heimlich den Bauch nur um so voller füllen.

Wie alle auf niederer Cultur stehenden Völker, so ist auch der Neger stets ungemein abergläubisch. Die „Daua" spielt eine große Rolle in seinem Leben. Es ist charakteristisch, daß sowol für ein medicinisches Heil- wie für ein schützendes Zaubermittel nur dies eine Wort existirt.

Die mechanisch-chemische Wirkung irgendeines Stoffes auf

den Körper kann sich der Neger natürlich nicht vorstellen; übersinnliche Kräfte müssen stets dabei im Spiele sein. So wird es den Reisenden häufig zur Verzweiflung bringen, wenn alle Augenblicke eine dunkle Gestalt in der Thür seines Zeltes erscheint mit dem stereotypen Spruche: „Bana, natakka Daua", d. h. Herr, ich möchte Medicin haben. Wofür die Medicin sein soll, ob ein Purgir- oder vielleicht ein Verbandmittel für eine Wunde, das verräth die Gestalt erst auf wiederholtes Drängen und Fragen. Zufrieden zieht sie ab, wenn man ihr ohne weiteres gleich etwas in die Hand drückt, mit der sprechenden Pantomime, es zu verschlucken. Mit dieser eigenthümlichen Auffassung von Heilmitteln hängt natürlich die landläufige Behandlung der Krankheiten eng zusammen. Wenngleich eine Menge Hausmittel in Gestalt von Tränken und Latwergen bestehen, so bleibt doch die höchste und letzte Zuflucht immer die Daua par excellence, das eigentliche Geister- und Zaubermittel, mag dies nun in Beschwörungen und Besprechungen, in einem zu tragenden Amulet oder auch in irgendwelchem unter allerlei Zaubersprüchen zu verschlingenden nichtsnutzigen Zeug bestehen! Gewöhnlich existirt denn auch ein besonderer Weiser und Zauberer, der dergleichen unter dem erforderlichen Hokuspokus ausführt. Vergeblich habe ich mich aber bemüht, das Verhältniß dieses Weisen zu dem von ihm ausgeübten Metier zu ergründen. Woher schöpft er seine Künste und glaubt er selbst an die Heilkraft derselben?

Daua, d. h. Medicin, spielt überall, bei jeder nur denkbaren Gelegenheit eine Rolle. Wünscht man Regen, so wird Daua gemacht, möchte man über irgendetwas Auskunft haben, z. B. über den Ausgang eines Kriegszuges, über das Schicksal eines Verschollenen, über die Anstifter irgendeines Brandes u. s. w., so kommt der Zauberer, macht Daua und beantwortet die Frage. Im Innern geht es sogar häufig so weit, daß man den Tod irgendeiner Person auf die Zauberei einer andern, eines Gegners, zurückführt. Wiederum muß dann

der Medicinmann von Profession Auskunft geben, und handelt es sich um den Tod einer hochstehenden Persönlichkeit, eines Häuptlings z. B., so wird der von ihm Angeschuldigte wol ohne weiteres verbrannt. Unter Umständen kann derselbe jedoch hoffen, für ein bestimmtes Löse- und Reugeld sein Leben zu retten. Diese Art der Justiz öffnet natürlich den Intriguen und Cabalen ein weites Feld, und zweifellos ist es auch, daß sich mancher durch Bestechung des Zauberers einer unangenehmen Persönlichkeit zu entledigen sucht.

In welcher Weise nun eigentlich das Medicinmachen vor sich geht, ist mir nicht bekannt, da das profane Auge eines Weißen mit Sorgfalt davon ferngehalten wird. Jedoch ist es sicher, daß häufig aus den Eingeweiden eines geschlachteten Thieres geweissagt wird.

Die Zauberwirkung kann nun auch auf einen Gegenstand übertragen werden, und gewisse Dinge eignen sich nach Ansicht der Leute besonders zu einer derartigen Translation. So z. B. alte Maiskolben, Kokosnußschalen u. s. w., die im Innern der Hütte als Daua angebracht werden. Auf dem Continente gelten in der Umgebung der Dörfer irgendwelche alte Steine, Pfähle und Bäume als Schutz gegen den Angriff von Menschen, wilden Thieren u. s. w. Ja, vor dem Eingange jedes Dorfes ist stets unter einem kleinen schützenden Dache noch eine ganze Collection von Zaubermitteln aufgebaut als da sind: Knochen, alte Topfscherben, Kalebassen, leere Maiskolben, Kokosnußschalen u. s. w. Letztern wird in den Küstendistricten überhaupt ein besonderer Werth beigelegt. Sie dienen z. B. auf Stangen gesteckt auch zur Bezeichnung der Hütte des Dorfältesten.

Diese letztere Art Zauberei zu treiben, d. h. irgendwelche Amulete herzustellen, fühlt sich eigentlich jeder Neger berufen und ist auf dem Festlande auch jedermann persönlich mehr oder minder mit solchen Dingen beladen. Der richtige Sansibarneger fängt schon an, sich dieser Oeffentlichkeit zu schämen

und die Zauberei nur noch im Geheimen zu betreiben. Aber doch ist auch in Sansibar das Amulettragen sehr verbreitet. Hier bestehen diese Schutzmittel gewöhnlich aus einem mit einem arabischen Spruche beschriebenen Fetzen Papier, der in ein Täschchen von rothem Zeug eingenäht, an einer Schnur oder Kette um den Hals, seltener um Arme oder Beine getragen wird. Reiche Wasuahili bergen diese Zaubersprüche auch wol in einer silbernen Kapsel.

Auf dem Festlande greift man zu allen möglichen Sachen: alten Hosenknöpfen, Löwenkrallen, Muscheln, Gehörnen von Ziegen, Fellstückchen u. s. w., und es herrscht ein förmlicher Wettstreit in der Anzahl und Größe dieser Artikel. Man kann übrigens hier die Beobachtung machen, daß mit Vorliebe seltene Objecte dazu verwendet werden. So tragen z. B. die Wanjamwesi gewöhnlich kleine Stückchen einer Meerschnecke (Conus), die natürlich nach ihrer weit im Innern gelegenen Landschaft nur durch Karavanenträger kommen kann.

Die hervorstechendste Charaktereigenschaft des Negers ist seine Trägheit. Dieser Satz fließt einem unwillkürlich in die Feder und doch gibt er in dieser lapidaren Form leicht zu Misverständnissen Anlaß.

In seiner nackten Allgemeinheit hingestellt ist er nur richtig, wenn wir den Neger mit dem strengen Maßstab der europäischen, in gemäßigten Klimaten wohnenden Culturvölker messen. Dies wird nur zu häufig vergessen. Nur zu häufig ist man geneigt, jene Trägheit des Negers ohne jede weitere Beziehung als eine merkwürdige Thatsache zu registriren. Und das ist unzweifelhaft nicht richtig.

Der Neger ist, wie auch wir Europäer, ein Kind der ihn umgebenden, ihn erzeugenden Natur, und wir können nicht erwarten, Geschöpfe mit Vorstellungen und Bestrebungen, den unsern ähnlich, in durchaus unähnlichen Verhältnissen zu finden.

In unserer fieberhaft dahineilenden Zeit gelten allerdings die Worte: time is money! Alles stürzt und jagt in rasen-

der Eile dem Glücke, dem Gelde nach. Es gilt noch mehr, als wie schon zur Zeit Gretchens:

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles. Ach, wir Armen!

Aber was ist es eigentlich! Wir arbeiten, um Geld zu verdienen, wir verdienen, um zu leben, wir leben, um zu genießen. Dies ist die nackte, die natürliche Wahrheit. Der schöne Satz, wir leben, um zu arbeiten, wird wol nur noch in einzelnen Gemüthern Bewunderung finden!

Und thut der Neger etwas anderes? Auch er arbeitet, um zu leben, auch er lebt, um zu genießen! Wenn er mit geringern Mitteln sich dasselbe schaffen kann, wenn die Natur ihm die Arbeit abnimmt, wenn sein unentwickeltes Selbst in Geringem schon Genüge findet, sind wir deshalb berechtigt, ihm mit Verachtung und Ueberhebung seine Trägheit vorzuwerfen?

Nur durch die Anerkennung der brutalen Macht, durch die Prätention der allein zum höchsten Leben berechtigten Rasse können wir uns innerlich das Recht aneignen, den Neger ohne Gnade für unsere Zwecke auszubeuten.

Unsere Cultur ist die höchste Blüte, die die innere Entwickelungskraft der Menschennatur bislang geschaffen. Deswegen ist nur sie zur Herrschaft berechtigt. Was sich ihr nicht assimiliren, nicht einordnen kann, muß untergehen. Nur dies Raisonnement, welches allerdings der Lehre von den sogenannten allgemeinen Menschenrechten gerade ins Gesicht schlägt, kann uns vermögen, von dem Neger kategorisch europäisch geordneten Fleiß zu verlangen, ja, ihm denselben aufzwingen zu wollen!

Die Geschichte bietet den Vertretern dieses Raisonnements Beweise in Hülle und Fülle, und in der That kann man sich der Wahrheit und der Berechtigung desselben nicht verschließen. Der objectiv Urtheilende wird stets dem Neger Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, aber der subjectiv Handelnde muß

und wird ihm entgegentreten. Das ist das eiserne Gesetz der Geschichte.

Afrika hat aufgehört, nur ein Dominium, ein Tummelplatz der schwarzen Rasse zu sein. Auch dieser letzte große Fleck der Erde geht seiner Erschließung für die Culturnationen entgegen. Mögen auch noch viele Jahrhunderte darüber vergehen, mögen Berge von Leichen sich auf dem Wege häufen, der Tag wird kommen, wo auch Afrika nicht mehr ein wilder unbekannter Welttheil, sondern von Straßen, von Kanälen, von Eisenbahnen durchzogen in ebenbürtige Concurrenz mit der übrigen cultivirten Welt tritt!

Wenden wir uns wieder zu den Charaktereigenschaften des Negers zurück, so müssen wir zugeben, daß er neben seiner Trägheit auch ein gutes Theil Kraft und Ausdauer besitzt. Es ist mir eigentlich stets ein Räthsel geblieben, woher er diese nimmt. Mit 60, 80, ja selbst 100 Pfund und mehr auf dem Kopfe marschirt er viele Stunden lang in der glühendsten Sonnenhitze, watet bis an den Hals durch Flüsse und Sümpfe, klimmt Gebirgspfade empor, die kaum für eine Ziege ersteiglich erscheinen und findet schließlich des Nachts noch die Lust, mit unverwüstlicher Ausdauer seine Ngoma zu tanzen. Unbelastet legt er die größten Strecken ohne zu ruhen, zu essen und zu trinken zurück. Sein Schritt ist so beschleunigt, daß es einem Europäer schwer fällt, ihm zu folgen.

Es ist auch thatsächlich weniger die Abneigung gegen Arbeit und Anstrengung an sich, die dem Neger den Vorwurf der Trägheit einbringt. Es ist vielmehr die unüberwindliche Scheu gegen jede Ständigkeit und Ordnung in der Thätigkeit, die ihm in erster Linie jenes Prädicat verschafft hat. Der Neger kann arbeiten, sehr gut arbeiten, und wird es auch, sobald man ihn nur ihm bekannte Arbeit in der ihm bekannten Art und Weise thun läßt. Er ist eine durchaus conservative Natur, ein Gewohnheitsmensch vom reinsten Wasser, und jede Neuerung ist ihm verhaßt. Die systematische, streng nach

Stunden, Tagen und Wochen geregelte Arbeit, die der Europäer von ihm verlangt, ist ihm unerträglich, die Hast, die Art, nach welcher der Weiße mit der Zeit rechnet, ist ihm geradezu unheimlich. Der Neger hat immer Zeit. Sein Wahlspruch ist: „Kommst du heute nicht, so kommst du morgen, und kommst du morgen nicht, so kommst du übermorgen."

Wenn man als Reisender auf dem Continente irgendeinem Schwarzen einen Wunsch ausdrückt, so kann man seinem Schöpfer danken, wenn man nicht die fürchterliche Antwort bekommt: ntafania schauri, bana, d. h. ich werde mich berathen, ich werde eine Rathsversammlung veranstalten, Herr. Aber in den meisten Fällen wird dies auch eintreten, und was es heißen will, um jeder kleinsten Kleinigkeit willen erst einer großen Berathung zuzuhören, das kann sich der Leser wol denken. Das Wort schauri bekommt für den reisenden Europäer allmählich einen Klang wie Pest und Tod, und nur wenige gleichmüthige Geister wissen sich allmählich mit diesem Schreckgespenst auszusöhnen.

Einen noch schlagendern Beweis, wie viel Zeit der Neger immer hat, geben die bei den verschiedenen Stämmen des Innern gebräuchlichen Begrüßungsarten. Der Suahili begnügt sich allerdings mit seinem jambo, jambo sana. Die Begrüßung zweier Wasegua z. B. geht dagegen in folgender Weise vor sich:

Frage.	Antwort.
w̄atscha!	hm
kirium w̄edi?	„
okei?	„
nihedi?	„
ukoleiw̄ili?	„
nihedi?	„

was ungefähr soviel heißt wie:

Guten Tag!
geht es gut?

was gibts Neues zu Haus?
alles munter dort?
wo kommst du her?
alles gut dort?

Eine eigentliche Antwort erfolgt auf all diese Fragen gar nicht, denn das unübertreffliche, langgezogene hm ist als solche nicht zu betrachten. Hat die erste Person aufgehört, so verwandelt sich die zweite in den Frager, um genau dasselbe zu wiederholen. Es ist in der That kaum zu begreifen, wie ein derartig sinnloses Frage- und Antwortspiel überhaupt entstehen kann; und doch ist es in übereinstimmender Art bei allen Stämmen verbreitet!

Von kriegerischer Tapferkeit ist bei dem Suahili nicht viel zu finden, obgleich Stanley und andere Reisende dieselbe sehr hoch zu preisen wissen. Inmitten von fremden, wilden Völkerschaften, wo die Möglichkeit des Entfliehens vollständig ausgeschlossen ist, mag er sich tapfer schlagen. Aber sobald er in bekannten Territorien sich befindet, sobald einer Flucht keine äußern Hindernisse entgegenstehen, reißt er auch aus, wenn die Situation ihm gefährlich zu werden dünkt, den Europäer seinem Schicksal überlassend. Alle die Räuberhorden des östlichen Afrika, die gefürchteten Galla, Massai und Wahehe, gehören nicht der kaffrischen Völkerfamilie an. Der Name Massai allein ist im Stande, jeden Neger zum kopflosen Davonlaufen zu bringen, und mit Grausen und Zittern wurden mir in den Usambaragebirgen die Pfade dieser hier kürzlich vorübergezogenen Räuber gezeigt. Ganze Länderstrecken sind von den Massai verwüstet und die Bevölkerung vertrieben und ausgerottet worden.

Die Wassanga, östlich des Nyassa, verlassen jetzt in großen Massen ihr Land und wandern nach der Küste hin aus, da sie den beständigen Raubzügen der Wahehe nicht zu widerstehen vermögen. An zahlreichen Punkten der Küstenregion kann man jetzt schon Wassangadörfer finden.

Ihm eigenthümliche Waffen besitzt der Suahilineger überhaupt nicht. Speere, Bogen und Pfeile seiner Vorfahren hat er aufgegeben, ohne etwas anderes dafür anzunehmen. Das einzige, was ihn nie verläßt, ist ein durch das Hüfttuch gehaltenes Messer mit Scheide. In Sansibar nimmt man dazu

Suahili aus Stanley's Gefolge.

ordinäre englische Schlächtermesser, wie sie wol besonders zu diesem Zwecke angefertigt werden. Nur die Gegend von Mombas und Lamú weist eine abweichende charakteristische Form in diesen Messern auf.

Speere vom Continente vermag man häufig genug in Sansibar zu sehen. Ihre Besitzer, meist Träger von den aus dem Innern zurückgekehrten Karavanen, veräußern sie jedoch bei

erster bester Gelegenheit. Nicht selten kann man dadurch in den Besitz manches werthvollen Stücks kommen.

Fehlt ihm eine ausgesprochene Bravour und Tapferkeit, so trägt der Neger dagegen eine entschiedene Gutmüthigkeit zur Schau, die gepaart mit einer natürlichen Naivetät und — last not least — einer unendlichen Neugierde den Typus eines großen Kindes ergibt. Die Neugierde tritt bei dem Sansibar- und Küstenneger, der den Europäer und seine merkwürdigen Sachen lange gewohnt ist, kaum je lästig hervor. Zu einer wahren Plage wird sie jedoch bei den abgelegenern Völkern des Continents, und neben den Moskitos sind befreundete Negerhäuptlinge die größte Qual des Reisenden. Der Leser stellt sich häufig gar nicht vor, was es heißen will, von einem Häuptling eindringlichst zum Bleiben aufgefordert zu werden, um dem danach verlangenden Volke erst noch gehörig „gezeigt" werden zu können. Er denkt gar nicht daran, daß dies im wahren Sinne des Wortes zu nehmen ist. Jede Stunde, jede Minute wird die Hütte oder das Zelt von spähenden Volksmassen umlagert, und nicht eine Sekunde gehört man eigentlich sich selbst an. Sobald irgendjemand wieder etwas Auffallendes, etwas Wunderbares entdeckt hat, hält er mit den Ausbrüchen seines Erstaunens nicht zurück. Der Herr Häuptling erscheint mit all seinen schmutzigen Räthen, sobald es ihm paßt, und diese Gelegenheit nimmt denn auch das „Volk" wahr, um sich mit einzudrängen. Jetzt nun muß sich der Reisende produciren, auf dem Seile tanzen, apportiren, Purzelbäume schlagen u. s. w., je nach Wunsch. Der Anblick jedes Neuen wird von einem wiehernden Gelächter begleitet.

Denn man muß ja nicht glauben, daß der Neger des Continents, wie ein treuer Unterthan vor dem Landesherrn, vor dem Europäer „in Demuth und Ergebenheit erstirbt". O nein! Er weiß allerdings, daß der Weiße ein großes, ein gefährliches Thier ist, aber doch empfindet er eigentlich keine Achtung und Ehrfurcht vor demselben. Der Neger betrachtet den Mſungu

vielmehr ungefähr so, wie das Volk einen Elefanten betrachtet; er bewundert, belacht aber auch zugleich die Thaten der Weißen, wie die Menge johlt, wenn der kolossale Vierfüßler ein Stück Holz oder Glas verschluckt hat. Die einzigen Gegenstände, die stets die unbedingte Bewunderung und nicht das Amusement des Negers erregen, sind solche, deren Wirksamkeit er in irgendeiner Form zu würdigen versteht, besonders Messer und Schießwaffen. Hiermit kann man ihm stets ein Ah! und Oh! des ungetheilten Erstaunens und Verlangens ablocken.

Selbst der Sansibarneger betrachtet im allgemeinen den Reisenden, der den Continent durchzieht, als einen bumbakku, Kisuahili, bête französisch, Rindvieh auf gut deutsch! Denn er kann es natürlich nicht begreifen, daß ein Mann bei gutem Verstande sich freiwillig solche Strapazen auferlegen, aus ihm ganz nichtig erscheinenden Gründen sein Leben in die Schanze schlagen sollte. Die einzige Erklärung, die ihm noch plausibel erscheint, ist die, daß das Land des Reisenden doch ein ganz schlechtes sein müsse, daß er gekommen sei, um sich aus dem schönen Lande der Schwarzen Geld, sehr viel Geld zu holen. Immer aber wird der Weiße von vornherein für einen Crösus gehalten, dem es ganz gleichgültig sein muß, ob er ein paar Rupien mehr oder weniger bezahlt. Daher wird man auch bei allen Gelegenheiten schamlos über das Ohr gehauen und kaum je in der Lage sein, die Dinge zu ihrem wirklichen Werthe zu erstehen.

Eine weitere charakteristische Eigenthümlichkeit des Negers ist seine schiefe Stellung zu der Wahrheit, die er übrigens mit den meisten orientalischen Völkern theilt. Man kann dabei durchaus nicht sagen, daß der Neger im allgemeinen böswillig lügt. Dazu ist er viel zu kindlich. Er setzt nur hinzu und läßt fort, schmückt seine Erzählung mit allem möglichen Neben- und Beiwerk aus und kommt dann schließlich dazu, dies Märchen selbst zu glauben. Den wahren Kern einer Sache muß man fast stets aus den Darstellungen erst heraus-

schälen. Uebrigens lügt der Neger auch aus Höflichkeit und Verlegenheit. Wenn man ihm irgendeine Frage stellt, so wird er meist nicht um eine Antwort verlegen sein. Aber wer alles das für baare Münze nehmen wollte, würde bald zu eigenthümlichen Resultaten gelangen; alle von Negern erhaltenen Informationen sind mit der größten Vorsicht aufzunehmen; häufig bemüht sich der Schwarze geradezu, mit der Antwort den vorausgesetzten Erwartungen des Fragestellers gerecht zu werden; häufig sucht er seine eigenen geheimen Zwecke damit zu fördern; ein Verlaß ist niemals darauf.

Bedenklicher steht es mit einem andern, ebenfalls verbreiteten Laster, dem Stehlen, wenngleich dasselbe glücklicherweise nicht an sich für den Neger charakteristisch ist. Einzelne Stämme stehen allerdings weit und breit in dem Geruche, diese Fertigkeit zu großer Vollendung entwickelt zu haben, aber andere sind auch gerade ihrer Ehrlichkeit wegen berühmt.

Unter den Sansibarnegern findet sich ein gut Theil, auf die man sich durchaus verlassen kann, die dies alte Erbtheil der Araber, die Ehrlichkeit, treu bewahrt haben. Daneben sind aber leider auch solche Subjecte häufig, die stehlen wie die Raben. Besonders sind es die „cultivirten" Neger, die wol mit Recht in einem anrüchigen Rufe stehen. Ein Neger, der fremde Sprachen spricht, ist unter zehn Fällen neun mal ein Schurke, das ist eine allgemeine Regel. So zeigen sich die Früchte der Civilisation!

Mag man nun im eigenen Hause, auf der Reise oder wo es sonst sei, bestohlen werden, wenn man den Verbrecher nicht auf frischer That ertappt, so wird es nur selten gelingen, ihn mit Sicherheit zu eruiren; denn im allgemeinen verräth der Neger auch in einem solchen Falle seinen Landsmann nicht.

Von der so vielgerühmten Stupidität des Negers ist bei allen diesen Gelegenheiten nichts zu bemerken und ist sie, wenigstens in Bezug auf das Suahilivolk, auch nur eine große

Fabel. Der Schwarze zeigt sich ebenso findig und verschlagen wie der Europäer. Dagegen fehlt ihm natürlich jedes klare, gesunde Urtheil und jede Ueberlegung. Nur durch einen natürlichen Instinct wird er dahin gebracht, meist das Richtige herauszufühlen.

In mechanischen, ihm bekannten Arbeiten legt er meist eine außerordentliche Geschicklichkeit an den Tag; aber bei allen ihm unbekannten Hantierungen zeigt er sich sehr ungelenk und schwierig. Er braucht lange Zeit, bis er irgendetwas Neues gelernt hat, da ihm eben jede Combination und jede Ueberlegung mangelt. Der Neger ist gelehrig wie ein Pudel, nur äußerlich, in rein mechanischer Weise. Wenn er auch weiß, daß $2 \times 2 = 4$ ist, so weiß er doch noch nicht, daß 4 auch $= 2 \times 2$ ist.

Aber ich wiederhole: Der Neger besitzt sowol ein feines Gefühl, wie einen natürlichen Instinct, was ihn in die Lage setzt, in den meisten Fällen das Richtige zu errathen. Er weiß sehr wohl, wie ihm sein Herr gegenübersteht, ob er gerecht oder ungerecht behandelt wird und die richtige Behandlung der Untergebenen ist daher eine der wichtigsten, aber auch schwierigsten Aufgaben des Afrikareisenden. Dies wird leider nur allzu häufig übersehen.

Die Eitelkeit des Negers ist bekannt, wenngleich sie, wenigstens bei dem Suahili, nur sehr selten lächerliche Blüten treibt. Besonders stolz ist übrigens der Sansibarneger auch auf ausgeführte große Märsche, gefährliche Expeditionen u. s. w. So laufen jetzt eine Menge Leute in Sansibar herum, die hinter ihrem eigentlichen Namen noch ein „Stanley" angehängt haben. Die aus den Massaigegenden zurückkehrenden Träger rasiren sich gern den Kopf in abenteuerlichen Figuren, „auf Massai", obgleich sie häufig nie bis in die Gefilde dieser gefürchteten Stämme gelangt sind.

Im allgemeinen ist der Suahilineger ruhig und indifferent, und also auch den tiefern Leidenschaften der Liebe wie des

Hasses nur in geringem Grade zugänglich. Wenn man allerdings, wie sich täglich Gelegenheit bietet, den aufgeregt lärmenden und gestikulirenden Volkshaufen zuschaut, so möchte man meinen, daß jeden Augenblick die erhitzten Gemüther thätlich aufeinander platzen müßten. Aber nichts von alledem geschieht; lärmend, schreiend und schimpfend zerstreut sich schließlich die Menge, die, wie sich dann meist ergibt, zum großen Theil aus alten Weibern bestand. Denn auch in diesem gelobten Lande haben die letztern das Privilegium des Keifens und Zankens. Es muß schon ein außerordentlicher Fall sein, wenn es zwischen den beiden Parteien wirklich zu einer ernsthaften Prügelei kommen soll!

Das angeborene Phlegma zeigt sich in auffallender Weise schon bei den kleinen Kindern. So häufig sich bei uns die Jugend zankt und schlägt, so selten ist das hier der Fall. Still und aus den großen Augen recht verständig dreinblickend hockt das kleine Volk umher, und ein Junge von sechs Jahren fühlt und trägt sich schon wie ein Erwachsener. Und in der That ist auch außer der Größe kein Unterschied mehr zu bemerken. Eine eigentliche Jugendzeit fehlt den Negern, oder vielmehr, sie sind das ganze Leben hindurch Kinder!

Man darf nun aber nicht in den Fehler verfallen, dem Neger überhaupt alle tiefern Gefühle absprechen zu wollen! Es wäre ja an sich schon sinnlos, bei ihm nicht wenigstens qualitativ dasselbe vorauszusetzen, nicht wenigstens die Anfänge aller ursprünglich menschlichen Gefühle auch bei ihm zu suchen. Schwer, in vielen Fällen ganz unmöglich ist es aber, sich über die Ausdehnung und Entwickelung derselben Rechenschaft abzulegen. Man blättere nur die Schriften der verschiedenen Reisenden durch, um zu sehen, in welch abweichender Weise darüber geurtheilt wird. Der eine knüpft an diesen, der andere an jenen zufälligen Fall seiner Erfahrung an, um daraus ein Gesammturtheil abzuleiten. Wenn es schon schwierig ist, sich in die Seele eines Kindes einzuleben, so ist es noch

unvergleichlich viel schwieriger, die Gefühle der Neger nachzufühlen. Denn das Natürlich-Kindliche des Naturvolkes wird hier durch zahllose Nebenumstände verdunkelt und verändert. Dazu kommt noch, daß es von vornherein eine Ueberwindung kostet, sich mit der plumpen, häufig abstoßenden Hülle dieser kindlichen Seele auszusöhnen, um vorurtheilslos das Echte anerkennen und das Falsche verurtheilen zu können! Ich muß bekennen, daß ich in dieser Fähigkeit nur ein Stümper geblieben bin, und ich glaube, daß nur wenige meiner Kameraden und Leidensgefährten es weiter darin gebracht haben. Wenn ich also auf ein tieferes Eingehen auf das innere Leben des Negers verzichte, sei es mir doch gestattet, einige Einzelheiten hier anzuführen.

Je enger der Neger mit dem Weißen in Berührung kommt, desto mehr fühlt er natürlich heraus, welch eine tiefe Kluft ihn im Grunde von demselben scheidet. Daher sind gerade die Tüchtigsten unter den Leuten, wie man sie z. B. häufig unter den persönlichen Dienern findet, viel scheuer und zurückhaltender als irgendein Fremder, und sehr schwer hält es, ihnen ein echtes Zutrauen abzugewinnen. Ich hatte unter andern einen kleinen Ugandajungen, Namens Barrutti. Erst nach fast einem vollen Jahre, nachdem er beständig mein Diener, häufig monatelang in meiner nächsten Nähe gewesen war, fing das Eis allmählich an zu brechen. Er begann hier und da selbständig kleine kindliche Gespräche mit mir anzuknüpfen, und hatte ich je einmal eine größere Tour gemacht, ohne ihn mitzunehmen, so war ich sicher, ihn bei meiner schon lange erwarteten Rückkunft wie ein Hund mir freudig entgegenspringen zu sehen.

Und doch hat auch er mich noch in der letzten Zeit in einem entscheidenden Momente im Stiche gelassen, in einem Falle, wo allerdings auch mir mein Leben verwirkt schien. Nur einer blieb damals bei mir, und das war mein guter Ramassan, die Perle von ganz Ostafrika. Ich freue mich,

den Namen dieses Braven hier wieder einmal erwähnen zu können, der nie von meiner Seite gewichen ist und dem ich direct mein Leben verdanke. Es ist derselbe Mann, der schon Herrn Dr. Karl Peters auf dessen allererster Expedition begleitet hat und später mit Herrn Dr. Jühlke auf dem Kilima-Ndjaro war.

Von den verwandtschaftlichen Gefühlen ist das natürlichste, die Anhänglichkeit an Vater und Mutter, auch beim Neger am meisten ausgebildet. Bei dem noch unverdorbenen Schwarzen werden der baba und die mama immer eine große Rolle spielen. Macht er größere Reisen, so wird er ihnen häufig auch irgendeine Kleinigkeit mitbringen, sei es etwas Honig, einen Stock oder sonst dergleichen.

Es wird jedoch mit obigen Wörtern, sowie ebenfalls mit der Bezeichnung Bruder und Schwester in unserm Sinne ein großer Misbrauch getrieben. Man wird nicht selten die Beobachtung machen, daß einem Neger kurz nacheinander verschiedene Väter und Mütter sterben, daß er überall Brüder und Schwestern präsentirt. Es werden eben häufig einfach gute Freunde mit so nahen Verwandtschaftsnamen belegt.

Für das Wort „Freund" selbst besitzt das Kisuahili bemerkenswertherweise sogar zwei verschiedene Ausdrücke: rafiki und ndugo. Rafiki ist das Wort Freund im oberflächlichen Sinne und wird auch als schmeichelhafte Anrede bei ganz fremden Personen gebraucht; ndugo yango entspricht ungefähr unserm Busenfreund.

Geht man nun erst das Register der Ausdrücke für die verschiedenen Gefühlsnuancen durch, so wird man über die Reichhaltigkeit desselben erstaunen. Da ist auch nichts, was der Neger nicht ebenso gut kennt und bezeichnet wie wir, und wenn auch bei der Bildung der Wörter der arabische Einfluß hie und da unverkennbar ist, so bleibt es doch eine unbestreitbare Thatsache, daß, wenn auch an Intensität geringer, dem Neger doch die Nüancen der meisten unserer Gefühle sehr wohlbekannt sind.

Selbst die Poesie ist ihm nicht ganz fremd. Es existiren eine Menge kleiner Verse und Sentenzen, die beständig in Vergessenheit gerathen und beständig neu vermehrt werden.

Alle Ereignisse des Tages, alle tiefer interessirenden Vorfälle werden sofort in solche Verschen gebracht. Stets bestehen sie nur aus wenigen Strophen, die in einem eintönigen Gesang immer wiederholt werden. Denn ohne Gesang ist ein solcher Vers überhaupt nicht denkbar; beides gehört zusammen, wie die Buchstaben zu einem Worte gehören. Und sei es nun beim Spiele oder bei der Arbeit, stets wird gesungen.

Besonders die letzte Eigenthümlichkeit kann den Europäer häufig zur Verzweiflung bringen. Nach dem Takte des Gesanges werden sowol Bäume gefällt, als Pfähle eingerammt, schwere Lasten transportirt u. s. w. Die in den Straßen Sansibars dahin ächzenden Lastträger thun dies nach dem Takte eines kleinen Singsangs.

Einfach genug ist der Inhalt dieser poetischen Ergüsse. Zur Charakterisirung folgen hier einige „in freier Uebersetzung", womit ich den Anfang zu einem „Commersbuch für den Suahili-Studenten" zu liefern hoffe! Z. B.

Opium, Opium, wie lieb ich dich sehr,
Wie ist es so schön, dich zu rauchen.

Sultan Abdallah hatte eine Frau
Das war eine böse Sieben u. s. w.

Sind wir auch arm,
Gott sieht uns auch.
Gott ist groß!
Gott segne uns!

Der Sultan von Moali,
Der soff ganz ungeheuer;
Er soff wol Nacht und Tag.
Noch schlimmer wie ein Weißer!

Der Sultan von Moali
Der sprach: Gott sieht mich auch.
Ich trinke ruhig weiter
Gott's Segen kommt mir auch.

Mathews das ist ein großer Mann,
Mit Flinten und Kanonen.
Weit in das Innere zog er hin
Zum Schneeberg Kilima-Ndjaro!

Weitere Beiträge muß ich meinen Nachfolgern überlassen.

Das Hauptvergnügen des Negers ist und bleibt der Tanz, die Ngoma. Dies ist nun allerdings ganz etwas anderes, als was wir moderne Europäer jetzt unter einem Tanz verstehen. Die Ngoma ähnelt eher den längst vergessenen Reigentänzen, wenngleich sie in ihrer grandiosen Eintönigkeit doch nicht damit zu vergleichen ist. Kind und Kegel, Männer und Weiber nehmen daran Theil.

In einen größern oder kleinern Kreis zusammengedrängt, schiebt sich alles unter den monotonen Paukenschlägen der Ngoma (nach welchem Instrument der ganze Tanz den Namen hat) und den durchdringenden Tönen eines mit ein paar Stöcken bearbeiteten alten Präsentirtellers oder auch einer alten Blechkiste von rechts nach links herum. Dazu wird wol auch in der gleichen eintönigen Weise gesungen; die ganze Melodie besteht kaum aus acht Takten. Mit dem rechten Bein wird dieser Takt getreten, und dazu der Körper in den Hüften in eigenthümlicher Weise hin- und hergewiegt. Je animirter die Parteien werden, desto lebhafter sind auch diese Bewegungen, desto mehr Drehungen und Wendungen sucht der gewandte Tänzer hinzuzufügen, wenngleich eine gewisse äußere Ruhe niemals dabei verloren geht. An die Knöchel oder Waden werden wol blecherne Schellen befestigt und auf dem Festlande ist selbst die Hand noch mit solchen bewaffnet. In Sansibar wird statt dessen bei feierlichen Gelegenheiten gern ein mit Perlen geschmückter Haarwedel (mkia) in der Hand getragen. Stets ist man auf das Beste zu der Ngoma geschmückt, was natürlich besonders von den Weibern gilt. Eine zur Ngoma gehende Bibi ist stets „mardadi". Hauptsächlich der maître de plaisir, häufig ein

„Zauberer", liebt es, sich einen möglichst phantastischen Anblick zu geben. Hierzu dienen ihm meist die schönen langhaarigen Felle des auf dem Festlande verbreiteten Guereza-Affen.

So wird die Ngoma nun häufig vom Abend bis zum Morgen mit einer einer bessern Sache würdigen Ausdauer executirt. Der Träger mag auf dem Marsche noch so sehr geseufzt und gestöhnt haben, des Nachts für die Ngoma ist er nie zu müde. In Sansibar kann man täglich an den ver-

Musikinstrumente der Neger.
Ngoma (Trommeln). Instrument aus Usaramo mit federnden Metallzungen. Nse-Nse (Bastsaite, Resonanz eine Kürbisschale). Kaijamba (Kasten aus Rohrstengeln mit Erbsen oder Steinen gefüllt und taktmäßig geschüttelt).

schiedensten Stellen diesen Tanz beobachten. Auf dem Festlande strömen die Bewohner abwechselnd in diesem oder jenem Dorfe zusammen, um Ngoma zu tanzen, und wehe dem Reisenden, wenn er gerade in ein solches Nest hineingeräth. Mit dem Schlafe mag er dann abrechnen, so gut er kann!

Außer jenem barbarischen, den Tanz begleitenden Getrommel kann man sich übrigens auch noch andere musikalische Genüsse verschaffen. In den Abbildungen sind die in Sansibar gebräuchlichsten Instrumente, sowie ein paar andere aus Uganda und Usaramo dargestellt.

Das große harfenähnliche Instrument aus Sansibar, die sogenannte Kinanda Kinubi, ist übrigens der Träger eines mächtigen Zaubers. Ursprünglich, wie sein Name andeutet, aus Nubien stammend, erscheint es in Sansibar nur an großen Festtagen, z. B. dem Beiram, auf der Bildfläche. Es wird dann in größern und kleinern Processionen herumgetragen und nach seinem Klange wird an diesem Tage auch wol die

Kinanda Kinubi.

Ngoma getanzt. Ein Europäer durfte sich früher nicht mit Schuhen an den Füßen einem solchen Instrumente nähern, und auch jetzt kommt es noch vor, daß sehr gläubige Seelen in solchem Falle darauf bestehen, daß man sich der Fußbekleidung entledige. Unsere Abbildungen zeigen noch weitere Saiteninstrumente, unter denen besonders das Seite 78 rechts abgebildete, aus Uganda stammend, schon eine große Vollkommenheit aufweist. Die Usaramo-Maschine ist dagegen von ganz abweichendem Typus. Auf einem hohlen, als Resonanz-

boden dienenden Holzstück sind federnde Metall-(Eisen-)Zungen angebracht, die durch Schnellen mit den Fingern in tönende Schwingungen versetzt werden.

Von Spielen im andern Sinne des Wortes kennt der Suahilineger hauptsächlich eins, das Bau, welches weit über Sansibar hinaus verbreitet erscheint, ja sogar an der Westküste wiederkehrt.

Kinanda.

Es ist dies ein Spiel, welches sich vielleicht am ehesten an unser Damenspiel anreihen ließe, aber jedenfalls ganz wesentlich davon verschieden ist. Die Spielfläche wird repräsentirt durch ein längliches, mit verschiedenen Reihen flacher Gruben versehenes Bret, und in der Hand der beiden Spieler wandern nun zahlreiche als Spielsteine benutzte Samen eines Baumes von einer dieser Vertiefungen in die andere. Dies wird mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit ausgeführt, und obgleich die Pointe jedenfalls eine sehr einfache ist und obgleich ich wieder und wieder darnach geforscht habe, ist es mir doch nicht möglich gewesen, dieselbe zu ergründen.

Es ist dies wieder so recht charakteristisch für den Neger und wieder ein schlagender Beweis für seinen Mangel an Ueberlegung. Es ist ihm einfach unmöglich eine Erklärung abzugeben, weil er sich selbst über die Gründe und Principien des Spieles gar nicht klar ist, weil er nur in einer rein mechanisch gelernten Weise spielt. So oft man ihn fragt: Ja, wie ist denn das Spiel, warum machst du das so und so? so oft wird er auch antworten: Nun, das Spiel ist so, und wird mit unvergleichlicher Geschwindigkeit dabei die Steine in die Gruben vertheilen. Aber warum er den Stein in diese und nicht in jene Grube thut, das uns zu sagen, ist ihm unmöglich.

Von weitern, nur hier und da zu beobachtenden Spielen erwähne ich noch eins, bei dem die Theilnehmer in zwei langen Linien gegenüber am Boden sitzen. Jeder hat ein Stückchen eines leeren Maiskolbens vor sich stehen und eine in der Mitte von einem Stöckchen durchbohrte kleine Scheibe einer Kokosnußschale in der Hand. Mit dieser letztern, dieselbe als einen Kreisel benutzend, sucht er die Maiskolben der gegnerischen Linien umzuschleudern.

Ein anderes, wirklich etwas Aufmerksamkeit verlangendes Spiel besteht darin, daß von kleinen Geldstücken, Samen oder andern Sachen zehn Haufen gebildet werden, jeder Haufen der Reihenfolge nach 1—10 Stück enthaltend. Der eigentliche Acteur sitzt mit abseits gewandtem Gesichte, und während sein Gefährte beim ersten Haufen anfangend ein Stück nach dem andern von jedem derselben fortnimmt, um, falls beim letzten Haufen angelangt, wieder von vorn anzufangen, und die Wegnahme jedes Stückes durch das lautgesungene „happa" markirt, singt der eigentliche Spieler seinerseits dazu folgenden Vers:

pana moja na moja tena mtschezua kadinge kaniama
pona mbili na mbili etc.
pana tatu na tatu etc.

Genau übersetzen läßt sich dies nicht, da der ganze Vers, wie ja auch bei unsern Kinderspielen häufig der Fall, eigentlich

sinnlos ist. Es sei nur bemerkt, daß moja, mbili, tatu Zahlwörter sind = 1, 2, 3 und daß die Pointe des Spieles darin liegt, in dem Aussprechen dieser Zahlen die richtige Reihenfolge innezuhalten, entsprechend der Anzahl der Haufen, wie sie auf der Erde noch vorhanden sind. Solange dem Spieler dies gelingt, solange hat er die von den Haufen bereits entfernten Stücke gewonnen.

Auch die Karten haben in Sansibar schon Eingang gefunden. Auf offener Straße, in den Häusern, unter den grünen Bäumen kann man nur zu häufig Gruppen beobachten, die mit großem Eifer eine Art „Leben und Tod" executiren. Selbst das Draufhauen mit der Hand haben sie den Europäern schon abgelauscht.

Unsere Gesellschaftsspiele sind dagegen dem Neger unbekannt. Auch die Frauen halten sich, charakteristisch genug, von diesem Zeitvertreib stets fern.

Die sogenannte Bildung steht bei dem Sansibarneger auf sehr niederer Stufe. Selten ist es, daß jemand die arabischen Schriftzeichen, in denen allein die Suahilisprache ausgedrückt wird, lesen und schreiben kann. Häufiger schon versteht er etwas arabisch.

Schulen im europäischen Sinne gibt es natürlich nicht. Dagegen finden sich auch auf dem Lande einzelne Cirkel, in denen irgendein des Lesens und Schreibens Kundiger diese Wohlthaten einer bescheidenen Anzahl strebsamer Suahiliknaben vermittelt. Merkwürdig ist eine solche „Schule" immerhin und verdient es schon, den Leser einmal einzuführen.

Schon von weitem hören wir, wenn wir uns durch die Maniok- und Bohnenfelder nahen, ein lautes Geschrei. Treten wir näher, so finden wir, vielleicht unter dem Schatten eines großen Mangobaumes, ein halbes Dutzend mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde hockender Knaben, in der Mitte der Schulmeister, mit einem kleinen Strickende in der Hand. Das Geschrei ist, wie wir zu unserer Genugthuung bemerken,

nicht die Folge unliebsamer Schwingungen dieses Strickendes. Friedlich sitzt alles nebeneinander, einen Knochen oder eine große Holztafel vor sich, einen Tintentopf neben sich und eine Feder in der Hand. Jeder Buchstabe, der auf die Tafel gemalt ist, wird so laut als möglich hinausgeschrien, ohne Rücksicht auf die Ohren des Nachbarn. Emsig und fleißig arbeitet alles fort; selbst das Erscheinen eines Fremden darf nicht stören. So haben wir Muße, uns vor allen Dingen die sonderbaren Tafeln anzusehen. Diese werden entweder repräsentirt durch die Schulterblattknochen von Kamelen oder auch durch große, mit einem schwachen Thonanstrich überzogene Bretstücke. Auf beiden wird mit Tinte geschrieben und eventuelle falsche Buchstaben gleich mit den Fingern wieder fortgewischt. Letztere und überhaupt das ganze Costüm der Schreibenden glänzen daher von Tinte! Als Federn dienen spitz zugeschnittene Rohrstengel.

Nachdem die Schreibübung zur Zufriedenheit des Lehrers ausgefallen, wird zum zweiten und letzten Lehrgegenstand, zum Singen, und zwar zum Singen von Koranversen geschritten. Dies ist nicht etwa etwas Nebensächliches, sondern fast die Hauptsache des Unterrichts. Tag für Tag werden diese Verse, und schließlich wol zum hundertsten und tausendsten male, von der Kinderschar gebrüllt. Und ein Brüllen ist es wirklich, denn nicht etwa die Reinheit, sondern die größtmöglichste Stärke des Tones wird bezweckt! Peinlich wacht der Lehrer darüber, daß die Halsadern gehörig geschwollen sind, und bei Lässigkeit kommt hier das Strickende schon eher in Bewegung. Im allgemeinen geht jedoch alles in der größten Ruhe und in Frieden ab, und nach Schluß des Unterrichts springen die Kleinen vergnügt von dannen, um morgen dasselbe Thema von neuem zu beginnen.

Wenden wir nach dieser Abschweifung nun auch der Tracht des Negers einige Aufmerksamkeit zu. Sie ist, wie jeder

Leser weiß, eine außerordentlich einfache, besteht aber bei dem cultivirten Sansibarneger doch aus mehrern Stücken.

Fast jedermann ist im Besitze eines Hüfttuches, Kikoy, und eines lang herabwallenden, aus feinem, fast durchsichtigen Zeuge angefertigten Hemdes, Kanzu. Dazu trägt man meist eine weiße, kunstreich gestickte Mütze, seltener den rothen Tarbusch oder ein weißes oder buntcarrirtes Stück Zeug, welches in einigen Windungen um den Kopf geschlungen wird. Der Kanzu wird auch wol durch eine weiße baumwollene Unterjacke oder durch ein großes buntfarbiges baumwollenes Tuch vertreten.

In diesen Kleidungsstücken sucht der gebildete Suahilineger stets sauber und ordentlich zu erscheinen und den größten Theil seines baaren Verdienstes legt er darin an. Caricaturen, wie man sie häufig von der Westküste beschrieben findet, mit Cylinder, Frack, Vatermördern u. s. w., sind in Sansibar nie zu finden.

Der Aermere muß in dem oben beschriebenen Costüm allerdings einige Reductionen eintreten lassen. Statt des mit bunten Kanten und Fransen versehenen Kikoy dient ihm ein einfaches Stück weißes Baumwollenzeug, Merikani. Der feine und leicht zerreißbare käufliche Kanzu wird durch ein ähnliches Kleidungsstück aus Merikani ersetzt oder fällt auch schließlich ganz fort. Auf dem Festlande ist nur noch das Hüfttuch als unveräußerlicher eiserner Bestand zurückgeblieben, welches erst im tiefsten Innern ebenfalls zu schwinden beginnt.

Schmuckgegenstände trägt der Sansibarneger kaum. Nur Ringe und Armbänder aus Messingdraht, auch wol aus Silber, sind häufiger zu finden. Dagegen entwickelt er eine entschiedene Vorliebe für Spazierstöckchen, die bei ihm an Stelle der von den Kriegern des Continents geführten Speere getreten zu sein scheinen. Besonders verbreitet sind weiße, oben mit einer schwachen Biegung versehene Stöckchen, die aus den Wurzeln der Tamarinden hergestellt werden.

Der weibliche Theil der Bevölkerung bleibt auch hier in Afrika seiner Rolle treu. Alles wird aufgewandt, um sich in Kleidung und Schmuckgegenständen zu überbieten. Von der Brust bis zu den Knöcheln ist die „fesche" Sansibarnegerin in bunte Tücher eingehüllt, und um den Kopf wird, falls sie „mardadi" sein will, ebenfalls noch ein solches in geschickten Windungen geschlungen.

Geputzte Negerin.

Diese Tücher sind meist echte, zu sechs oder zwölf in einem Stück zusammenhängende baumwollene Taschentücher, die ausschließlich für den Sansibarbedarf in Europa hergestellt werden. Ihre Farben, die darauf gedruckten Muster, Sprüche u. s. w. müssen von den Fabrikanten oder ihren Auftraggebern genau erwogen werden. Es gibt in Sansibar eine Mode wie bei uns in dem vielgesegneten Europa. Ein Tuch, das gefällt, das zu einem „Modetuche" geworden ist, kann von dem Lieferanten vielleicht in Tausenden von Dutzend abgesetzt werden. Er als Lieferant erzielt allerdings keinen höhern Preis, aber von dem indischen Kleinhändler wird ein solches Tuch vielleicht zwei-, ja dreimal so theuer verkauft als irgendein anderes jetzt unbeachtetes Muster, welches unter dem Werthe verschleudert werden muß. Doch die Mode ist auch hier eine launenhafte Göttin. Schon bei der nächsten Post erobert sich vielleicht ein anderes Muster die Gunst des Volkes, und das alte ist vergessen.

Leuchtende, gelbe und rothe Farben sind besonders beliebt. Ueber die gewünschten Muster läßt sich dagegen gar nichts sagen; nur recht groß und auffallend müssen sie sein.

Sandalen werden von beiden Geschlechtern nicht getragen. Nur hin und wieder bedienen sich die Weiber einer Art Holzschuhe.

Besondere Sorgfalt wird natürlich auf den Schmuck verwandt. Auf dem Continente werden häufig ganze Lasten von Perlen um den Hals getragen. Jeder Stamm hat da seine besondere Eigenart und Vorliebe; die einen wollen kleine, die andern große Perlen; hier werden besonders blaue, dort mehr rothe und weiße genommen. Eine ganze Wissenschaft liegt in dieser Perlenkunde, und der Reisende muß sich vorher ganz genau über das ihm Nothwendige informiren. Im allgemeinen braucht man, je weiter man ins Innere kommt, desto größere Sorten.

Wenn auch bei den Sansibardamen Perlen sehr verbreitet sind, so hat sich der Geschmack doch auch schon auf Reelleres, auf Korallenschnüre, silberne Ketten u. dgl. geworfen. Besonders beliebt sind Hals- und Armschnüre von großen rothgefärbten Kopalkugeln. Armbänder aus Messingdraht, Silber u. s. w. sind ebenfalls sehr häufig, ebenso mit großen, falschen Steinen versehene Fingerringe. Manche Volksstämme, wie z. B. die Massai, belasten sich Arme und Beine mit einem wahren Panzer von gedrehten Drahtspiralen.

In Sansibar wählt man für die Knöchel einen andern, jedoch auch sehr auffallenden und charakteristischen Schmuck, bestehend in dicken, großen, plattirten Silberringen. Selbst Kinder, auf deren Aeußeres sonst wenig Sorgfalt verwandt wird, sieht man schon mit dieser schweren Last herumtraben.

Die Nase zieren nicht selten ebenfalls Ringe, meist aus Silber, seltener aus Messing gefertigt. Die äußern Ohrränder sind fast stets mit einer großen Zahl von Löchern versehen, die mit kleinen Stückchen des weißen Maniokmarkes

ausgefüllt werden. Nur der Reichthum gestattet sich auch hier silberne Röhrchen. Ohrgehänge sind nicht allgemein verbreitet. Häufig ist der Ohrzipfel durchlöchert und das Loch in einer unglaublichen Weise ausgedehnt. Durch allmählich sich vergrößernde Bastrollen wird die Oeffnung weiter und weiter auseinandergezerrt, sodaß man schließlich fast die Faust hindurchstecken kann.

Sogar das Bemalen hat man den Arabern und Indern abgelernt, indem man ganz allgemein auf der bräunlichen Haut die Augen mit schwarzen Farben untermalt.

Während der Neger seinen Kopf meist glatt rasirt, ist das Haar der Negerin kunstvoll geordnet. Die kleinen, widerstrebenden Härchen werden in regelmäßig über den Kopf verlaufenden Reihen ein für allemal zusammengeflochten, sodaß derselbe wie geharkt erscheint.

Auch für Wohlgerüche ist die Sansibarnegerin durchaus nicht unempfänglich. Räucherwerk liebt sie sehr, und die starkduftenden Blüten des Jasmin und einiger anderer Pflanzen werden, meist in die ebenfalls sehr wohlriechenden Blütenscheiden des Pandanus eingerollt, von besonders galanten und geputzten Damen im Haar befestigt.

Aus all den hier angeführten Einzelheiten möge man sich das Gesammtbild der eleganten Suahilinegerin zusammenstellen. Die einzelnen Züge sind durchaus dieselben, wie wir sie von unsern hochcultivirten Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts kennen. Bis zu einer gewissen Grenze kann man eine Negerin mit den weißen Markstückchen im schwarzen Ohr, mit den rothen Kopalschnüren auf dem nackten Halse, mit den Silber- und Perlenreifen um den Arm und den dunkeln, funkelnden Augen sogar schön finden. Die Figur ist bei jugendlichen Individuen, deren Brüste noch nicht ihre volle Form verloren haben, häufig entschieden tadellos. Alte Weiber sind meist entsetzlich häßlich.

Was die Sittenstrenge der Negerin anlangt, so ist es

nach unsern Begriffen damit allerdings schlecht bestellt. Aber doch darf man darum nicht sagen, daß sie moralisch verkommen sei. Ihre Moral ist eben eine andere wie die unsere. Man kann mit jedem Mädchen die freiesten, eindeutigsten Gespräche führen, sie lacht und freut sich, gibt die treffendsten Antworten, ohne jemals daran zu denken, daß dies etwas Ungehöriges sein könne. Sie führt in ihrer Jugend meist das zügellosesten, ungebundenste Leben und scheut sich unter Umständen auch nicht, ihre verschiedenen Erlebnisse in einer für das europäische Ohr geradezu unbegreiflichen Weise zu erzählen. Andere Länder, andere Sitten!

Nach der Verheirathung hört allerdings das schöne Leben auf, denn wenigstens der Suahilineger wacht eifrig über die Treue der Frau. Wenn ihm auch vier nach der mohammedanischen Religion gestattet sind, so begnügt er sich doch meist mit einer. Hat er mehr, so sind sie gewöhnlich, um Zank und Streit zu vermeiden, in verschiedenen Häusern vertheilt. Der Frau liegt die Kindererziehung, die häusliche Arbeit und eventuell auch noch die Feldarbeit ob. Doch wird sie hierin von dem Manne stets unterstützt.

Besonders wichtige Thätigkeiten für sie sind das Enthülsen von Reis, das Zerstampfen von Mtama (Negerhirse) und Mais, sowie das Wasserholen, Arbeiten, die ihr jedoch von den größern Kindern theilweise abgenommen werden.

In der eigentlichen Stadt Sansibar existiren sowol richtige Brunnen als auch eine große Wasserleitung, die das Wasser von einem Flusse im Innern der Insel nach der Stadt führt. Die Bewohner des Negerviertels jedoch holen ihr Wasser aus einzelnen, in den Pflanzungen verstreuten brunnenartigen Löchern, und wird dies durch fein suspendirte Thontheilchen meist weißlich gefärbte madji ya schamba (Wasser aus der Schamba) sogar sehr hoch geschätzt. Gegen Abend kann man um diese Brunnenlöcher stets eine große Zahl wasserschöpfender Frauen und Kinder beisammen finden.

Die großen Thongefäße werden, wie überhaupt jeder zu transportirende Gegenstand, mag es sein, was es will, auf dem Kopfe balancirt. Als schützendes Polster dient ein Kreis von Kräutern oder Laubwerk, gewöhnlich ein zusammengedrehtes Bananenblatt.

Das Enthülsen von Reis, sowie das Stampfen von Mtama und Mais geschieht in übereinstimmender Weise, indem die betreffende Substanz in einem hohen, aus Holz geformten Mörser mit einem ebenfalls hölzernen Stampfbalken bearbeitet wird. Durch Schwenken der gestampften Masse in einem flachen, geflochtenen Korbe wird dann das Feine vom Gröbern gesondert. In Sansibar kann man allerdings hie und da schon richtige Mühlsteine finden, zwischen denen das Korn zerrieben wird. Aber die erste Art des Zerkleinerns ist die für ganz Ostafrika charakteristische.

Hauptnahrungsmittel in Sansibar ist der Reis, der jedoch bemerkenswertherweise fast durchaus von Bombay bezogen wird. Das wenige, was auf dem Festlande wächst, wird meist an Ort und Stelle consumirt. Nur Quiloa und allenfalls Bagamojo exportiren etwas Reis.

Im Reisessen kann der Neger außerordentliches leisten; doch dürfte es genügend sein, wenn man für die erwachsene Person pro Tag eine halbe Kibaba, ungefähr gleich 1 Pfund, rechnet. Der Preis einer Kibaba beträgt in Sansibar je nach der Güte des Reis 4, 6, 8 bis 10 Pesa (1 Pesa = $2^1/_2$ Pfennig). Im Durchschnitt braucht also der Neger für Reis $3^1/_2$ Pesa = 8 Pfennig pro Tag; rechnet man dazu noch 2 Pesa für Zukost (Fisch u. dgl.), so ergibt sich ein täglicher Aufwand von $5^1/_2$ Pesa = 13 Pfennig. Und doch ist der Europäer jetzt gezwungen, seinen Trägern für diesen Lebensunterhalt nicht $5^1/_2$ oder 6, sondern 8 Pesa täglich auszuzahlen.

Gekocht wird der Reis nur mit Wasser, dem man jedoch allgemein den ausgepreßten Saft des Fleisches der reifen Kokosnuß (Nazi) zusetzt. In flachen Körben ausgebreitet kommt

er dann auf die Tafel, d. h. auf die Erde. Alles hockt in der bekannten typischen Stellung um die Schüssel herum und formt sich mit der Hand die zum Munde zu führenden runden Bissen. Nachdem das Mahl beendet, spült sich jeder, ganz im Gegensatz zu der vorangehenden unsaubern Manier, höchst sorgfältig den Mund mit Wasser aus. Angesichts dieser Thatsache habe ich sogar schon die Ansicht aussprechen hören, die Schonung, mit der das Fieber ohne Frage den Neger behandelt, sei auf diese Reinhaltung der Mundhöhle zurückzuführen, die Infectionsstoffe fänden auf diese Weise kein geeignetes Feld der Vermehrung. Ich muß allerdings sagen, daß mir diese Erklärung sehr wenig annehmbar erscheint.

Die übrigen Nahrungsmittel, als Mais, Negerhirse, Bananen, eine Art Buschербse (Bhasi), süße Kartoffeln (Viazi) u. s. w., treten in Sansibar an Wichtigkeit hinter dem Reis weit zurück. Nur die getrockneten und nachher meist gerösteten Wurzelstöcke des Maniok spielen noch eine Rolle.

Auf dem Festlande dagegen sind es besonders Mais, Mtama, Bananen und Maniok, die als Hauptnahrungsmittel zu betrachten sind. In erster Linie stehen Mais und Mtama, von denen das letztere, man möchte sagen, überall fortkommt. Aus dem durch Zerstampfen gewonnenen Mehl geht dann der berühmte Ugali, ein einfach mit Wasser hergestellter Brei, hervor. Die eigentliche Speise der Gebirgsgegenden, z. B. von Usambara, vom Kilima-Ndjarogebiet, sind Bananen. Sie sind es, die auf kleinen Blößen der mächtigen Gebirgswälder gut gedeihen und häufig selbst ganze Wälder bilden. In reifem Zustande meist roh, in unreifem getrocknet und dann gekocht gegessen, bilden sie das Hauptnahrungsmittel jener Völker.

Auffallend wenig verzehrt der Neger echte Gemüse. Am häufigsten, neben einigen Bohnen- und Erbsenarten (Kunde, Fiuwi, Bhasi), noch die großen Kürbisse, sowie die überall verbreiteten Tomaten; von beiden Gewächsen werden auch die Blätter gegessen. Unter den wildwachsenden Pflanzen finden

sich ebenfalls einige mit eßbarem Blattwerk, so ein meldenartiges, wie Spinat schmeckendes Gewächs (Mtschitscha); das Arrow-root-Kraut (Majugua) u. s. w.; von einer ganz gemeinen großen Solanee sind die unreifen Früchte eßbar.

Obstartige Früchte weiß der Suahili schon eher zu würdigen. Auf Sansibar werden jährlich ganze Ladungen von Mangos von der Bevölkerung verspeist. Orangen und Ananas sind dagegen im allgemeinen zu theuer. Die zahlreichen einheimischen Früchte bekommt man hauptsächlich auf dem Festlande zu genießen. Doch ist eigentlich nichts darunter, was des Wohlgeschmacks wegen verdiente, besonders hervorgehoben zu werden.

An Genußmitteln ist der Taback und der Mtambu (d. i. die Blätter der an feuchtschattigen Stellen wildwachsenden Betelranke) zu erwähnen, die beide in großem Maßstabe consumirt werden. Ueberall sind Händler zu finden, die, nur ein winziges Tischchen vor sich, an die Vorübergehenden zwei Betelblätter nebst etwas Arekanuß, Taback und Kalk für 1 Pesa verkaufen. Im großen kosten 34 Blätter nur 2 Pesa, und wenn auch ein guter Mtambukauer recht wohl 50 den Tag über vertilgen kann, so vermag er doch diesen ganzen Luxus mit vielleicht 10 Pfennig zu bestreiten.

Kostspieliger ist schon der reine Tabackgenuß. Auf Sansibar selbst wird bemerkenswertherweise kein Taback gepflanzt, dagegen in größern oder geringern Massen überall auf dem Continente. Die in Sansibar gebräuchlichen Sorten sind hauptsächlich Lamú-, Usegua- und Ngau-Taback, letzterer aus dem Rovumagebiete stammend. Der Lamú-Taback, in losen, ganzen Blättern in den Handel kommend, ist zum Rauchen der gesuchteste. Ein Pfund, von dem jedoch fast die Hälfte unbrauchbare Stengelpartien sind, kostet ungefähr 2 M. 50 Pf. Der Usegua, ebenfalls Rauchtaback, ist von geringerer Qualität. Zerschnitten und zu kleinen, etwa 5 cm Durchmesser haltenden rundlichen Kuchen zusammengepreßt, stellen sich 10 solche Stücke auf 45 Pfennig. Der Taback von Ngau schließlich, in

dicken zusammengerollten Würsten gehandelt, ist sehr geschätzt und findet hauptsächlich zum Kauen Verwendung. Das Pfund kostet je nach Umständen 1 M. 50 Pf. bis 2 M.

Von Spirituosen hält sich der Neger leider nicht so fern, wie sein arabischer Herr, und es ist eine beklagenswerthe Thatsache, daß ein betrunkener Neger gar nicht so selten ist.

In Sansibar werden die schlechten, aus Hamburg eingeführten Getränke viel consumirt. Auf dem Festlande greift man zu bessern, einheimischen Stoffen, dem Tembo und der Pombe.

Der Tembo oder Palmwein wird durch Anzapfen der Blütenstände der Kokospalme gewonnen. Meist schneidet man die erstern einfach ab und bindet des nachts über Kalebassen unter, die dann am Morgen gefüllt abgenommen werden. Der Saft selbst ist weißlich trübe und frisch von süßlichem Geschmack, geht aber bald an der Luft in starke alkoholische Gärung über. Getrunken wird er in frischem Zustande und übt in diesem nur eine schwach berauschende Wirkung aus, welcher aber der Neger häufig doch nicht gewachsen ist. Tembo wird getrunken, soweit die Kokospalme reicht. An den Grenzen ihrer Verbreitung werden sogar die Palmen nur noch zur Tembogewinnung gepflanzt; in jedem Dorfe finden sich dann mindestens einige niedrige Bäume.

Pombe ist nur ein trauriger Ersatz für den Palmwein und wird von den Sansibarnegern auch nur als solcher betrachtet. Sie ist das eigentliche Gesöff des Innern Afrikas. Durch Kochen von Mtama und Maniok, auch wol von Mtama allein wird eine Brühe hergestellt, die durch einen Gärungsproceß in die Pombe übergeht.

Hier und da wird auch aus den Bananen ein geistiges Getränk gewonnen.

Wenden wir zum Schluß den kunstgewerblichen Talenten des Negers noch einige Aufmerksamkeit zu. In erster Linie treten uns da die Flechtarbeiten entgegen, in denen man es wirklich zu einer bewunderungswürdigen Fertigkeit gebracht

hat. Als Material für sämmtliche Matten, feinerer und gröberer Arbeit, dienen die Blattfiedern der Wedel der Ukindupalme (Phoenix sylvestris), die in den Steppen des Festlandes überall häufig ist. Diese Fieder werden in schmale Streifen zerschlitzt und bei ganz feiner Arbeit vor dem Gebrauche auch noch gekocht. Da dieselben jedoch sehr kurz, durchschnittlich 30—40 cm lang sind, so besitzen auch die entstehenden Flechtstreifen nur eine sehr geringe Breite. Sie müssen daher schließlich durch das gleiche Material in kunstvoller Weise noch miteinander verbunden werden.

Schwarze, rothe, gelbe und braune Farben finden bei der Mattenflechterei Verwendung, und die Ukindufiedern sind in Sansibar gleich fertig gefärbt käuflich. Alle diese Farben werden durch Abkochungen einheimischer oder ostindischer Wurzeln und Baumrinden gewonnen. Durch jene Färbungen ist es möglich, die verschiedenartigsten Muster herzustellen, und in der Feinheit derselben wird das Höchste geleistet.

Die ganze Arbeit ist Monopol der Frauen und füllt einen großen Theil der freien Zeit derselben aus. Der Preis derartiger Matten beträgt bei dem indischen Händler 2—6 Mark für das Stück.

Die Männer beschäftigen sich mit der Herstellung der schon öfter erwähnten weißen Mützen. Auch dies ist eine sehr mühsame, zeitraubende Arbeit. Durch das Zusammensteppen zweier dünner Stücke Zeug und das Wegschneiden gewisser Theile des Unterliegenden werden die feinsten, verschiedenartigsten Muster hervorgebracht. Eine derartige Mütze bietet auf der Oberfläche nichts als tausende und abertausende von Stichen, durch welche gewisse Muster und Arabesken umgrenzt erscheinen. Man sieht hierbei auch, daß den Negern das Verständniß für Zeichnungen und Symmetrie durchaus nicht fremd, ja sogar gut bei ihnen entwickelt ist; denn die ganze Arbeit geschieht der Hauptsache nach ohne jede Vorzeichnung.

Wenn die Lehrmeister für diese Stickereien die Inder sein

dürften, so möchten bei den primitiven Webereien die Araber als solche zu betrachten sein. Größere Arbeiten werden hier allerdings nicht angefertigt, sondern das Ganze beschränkt sich auf das Anweben von bunten Kanten an die Kikoys und Maskattücher. Auf beistehender Abbildung ist ein derartiger primitiver Webstuhl mit dargestellt.

Gegen diese feinen Arbeiten tritt die ehrwürdige Töpferei etwas zurück, wenngleich auch sie mit großem Geschick betrieben wird. Eine Glasur bekommen alle hergestellten Gegenstände niemals; die Hervorbringung derselben ist dem Neger unbekannt. Dagegen werden sie fast stets mit schwarzen und rothen Malereien versehen.

c. Inder.

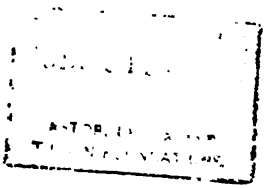
Unterscheidung in Banianen und Hindi. — Inder das handeltreibende Element. — Charakter. — Kleinkrämer, Handwerker. — Tracht der Männer. — Tracht der Frauen. — Reicher Schmuck. — Henna. — Parfum und Räucherwerk.

Die circa 5000 Mitglieder zählende indische Bevölkerung Sansibars zerfällt der Religion nach in zwei Gruppen, Mohammedaner und Buddhisten. Die Mohammedaner nennen sich selbst Kodja und die Buddhisten Hindi, die Neger jedoch nennen die Mohammedaner Hindi und die Buddhisten Banianen.

In frühern Jahren überwogen die Banianen die Hindi bedeutend an Zahl; aber da der Sultan von Sansibar in letzter Zeit bestrebt gewesen ist, die Banianen immer mehr zurückzudrängen, so ist momentan das Verhältniß von Banianen zu Hindi ungefähr wie 1 : 3.

Im allgemeinen ist die gesammte indische Bevölkerung Sansibars als eine wandernde zu bezeichnen. Man kommt, um Geld zu verdienen, und geht, sobald dies erreicht. Die Banianen lassen sogar stets ihre Familie, Frau und Kinder drüben in Indien.

Hütte mit Webstuhl. S. 92.



Die am zahlreichſten vertretene Kaſte unter den Banianen ſind die Battia, die, urſprünglich Krieger, erſt nach dem Zerfall des alten indiſchen Reichs ſich dem Handel zugewandt haben. Sie ſind äußerlich ſofort durch eine Eigenthümlichkeit der turbanartigen Kopfbedeckung zu erkennen, indem dieſelbe vorn eine hornartige Auftreibung zeigt. Der mohammedaniſche

Taria Topan, indiſcher Großkaufmann.

Hindi trägt den echten gewundenen, hier meiſt einfach weißen oder rothen Turban.

Die Inder ſind es nun, die faſt den geſammten Handel Sanſibars in Händen haben. In ihren Reihen findet man die reichſten Kaufleute, wie z. B. den auf Millionen geſchätzten Taria Topan, Nazir Lilla u. ſ. w., als andererſeits die ärmſten und kleinſten Krämer. Sowol im Somalilande wie in Mozambique, auf dem Feſtlande wie auf den Inſeln, überall ſind die Inder das handeltreibende Element. Gewiß legt dieſe Thatſache für ihre Begabung nur das beſte Zeugniß ab; aber

andererseits tritt in den niedern Sphären die listige Verschlagenheit, das schmutzige Schachern und Wuchern in einer so abschreckenden Gestalt hervor, daß man sich unmöglich mit ihnen befreunden kann. In Sansibar heißt es allgemein: nur der Inder kann noch Geschäfte machen, und fragt man dann warum, so bekommt man die Antwort, weil er sowol Käufer wie Verkäufer in jeder nur denkbaren Weise zu übervortheilen versteht. Es cursiren die verschiedensten Histörchen zum Belege dieser Behauptung.

So erzählt man sich, daß, wenn der Inder auf dem Festlande einen größern Kauf, z. B. in Kopal, mit dem Neger abschließen will, er die Waare von dem inzwischen trunken gemachten Schwarzen über einem leicht bedecktem Loch auf einen Haufen schütten läßt. Alles, was in das Loch versinkt, tritt natürlich in dem Haufen nicht mehr hervor, und dem Inder ist ein vortheilhafter Handel gesichert.

Man mag nun über derlei Geschichten denken, wie man will, eins geht wol schon aus der Existenz derselben hervor: daß der Inder es in der That meisterlich versteht, durch allerlei Mittel und Kniffe überall einen Vortheil für sich herauszufischen.

Der große Kaufmann hält sich der Natur der Sache nach von derartigen Betrügereien fern. Aber der kleine Krämer wird durch sie, in Verbindung mit der denkbar bescheidensten Lebensweise, die in ihrer Einfachheit mit der des Negers rivalisirt, in den Stand gesetzt, allmählich manches Stück Geld zu verdienen und zu ersparen.

Hinsichtlich der Artikel hat sich schon eine gewisse Scheidung unter den Kleinhändlern vollzogen. Es gibt Gemüse-, Manufactur- und Kurzwaaren-, Material- und Spezereiwaarenhändler. Der Gemüsehändler handelt mit allen gerade vorhandenen frischen Gemüsen und Früchten. Der Material- und Spezereiwaarenladen enthält: Reis, Mais, Negerhirse, Bhasi, Kunde, Fiuwi, Tschooko (letztere vier Bohnen- und Erbsen-

arten), Sesam, Erdnüsse, alles in trockener Form, ferner Nelken, spanischen Pfeffer, schwarzen Pfeffer, Zimmt, Salz, Zucker, Essig, Oel, Petroleum, Seife, Arita (einheimische, als Seife benutzte Früchte), Schwefel, Salpeter, Farbhölzer u. s. w. Der Manufacturist führt die verschiedenartigsten Stoffe und Tücher, baumwollene für die Neger, seidene für die Araberinnen und Indierinnen. Der Kurzwaarenladen schließlich zeigt eine größere oder geringere Auswahl von den hierunter zusammenzufassenden Artikeln ostindischen oder europäischen Ursprungs.

In diesem seinem Reiche sitzt der Eigenthümer nun vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Im Hintergrunde des Ladens befinden sich fast stets einige Polster und Kissen und davor die die Gelder enthaltende Truhe. Um jede Kleinigkeit, die man kaufen will, muß gehandelt werden, und während manche Sachen durchaus nicht theuer sind, erzielen wieder andere horrende Preise.

Auch unter den Handwerkern ist das indische Element vertreten. So wird die für Sansibar so wichtige Klempnerei, Kupferschmiedekunst und theilweise auch die Goldschmiedekunst von Indern betrieben. Und was sie gerade in Kupfer- und Goldschmiedearbeiten zu leisten vermögen, ist ja genügend bekannt.

Die Tracht des Inders besteht aus Hüfttuch und langem Hemd; darüber wird meist noch ein weißes oder buntes, westenartiges Kleidungsstück und nicht selten auch noch ein weißes mantel- oder kaftanartiges Gewand getragen.

Die Frauen gehen gewöhnlich in bunter Seide. Eine Hose, darüber ein herabwallendes hemdähnliches Kleidungsstück und ein großes, um Oberkörper und Kopf geworfenes Tuch bilden das Costüm. Rothe, grüne und gelbe Farben sind besonders beliebt, und Gold- und Silberstickerei ist meist nicht gespart.

In wahrhaft verschwenderischer Weise wird mit dem Schmuck umgegangen. Während der Mann sich mit ein paar silbernen

Fingerringen, allenfalls auch noch Nasen- und Ohrringen, begnügt, tragen die Frauen, ja selbst die Kinder nicht selten einen Werth von vielen hundert Dollars auf dem Körper. Arm- und Beinreifen, sowie Ohrringe sind wol stets zu finden, daneben wird in einem Nasenflügel häufig eine mit echten oder falschen Steinen besetzte Rosette getragen. Der Hauptwerth liegt jedoch in den Halsketten. Diese bestehen meistens nicht aus Silber, sondern aus reinem Golde; schwere Münzen und Medaillen, auch wol aus Goldblech geformte große Halbmonde hängen daran herum.

Eine Eigenthümlichkeit der Indierin, die sie übrigens mit der Araberin theilt, ist noch das Rothfärben der Fuß- und Fingernägel mit Hennah. Dies geschieht derart, daß die gekochten Blätter einige Zeit lang auf die betreffenden Stellen aufgelegt werden. Man kann nicht sagen, daß diese Gewohnheit eine abstoßende ist, im Gegentheil macht das zarte Rosa häufig einen sehr angenehmen Eindruck.

Parfum und Räucherwerk sind ebenfalls sehr beliebt. Von letzterm wird das Benzoëharz ungemein viel in den Häusern und Läden verbraucht; häufig strömen ganze Wolken von Weihrauchduft aus denselben hervor.

d. Belutschen, Perser, Goanesen.

Was sich an sonstigen Rassen und Nationen, außer der europäischen, noch in Sansibar vorfindet, beschränkt sich neben den merkwürdigen Goanesen auf die Belutschen und einige Perser.

Sowol die Perser als die Belutschen gehören den militärischen Streitkräften von Seyid Bargasch an; die erstern besonders bilden die sogenannte Leibwache. In ihren langen schwarzen Kitteln, mit dem hohen eigenthümlich breit gequetschten Ledertschako marschiren sie mit gezogenem Seitengewehr in den Vorhallen des Palastes auf und nieder, und wie man sagt, soll auch ihre Tapferkeit nichts zu wünschen übriglassen.

Die Belutschen bilden zum Theil die sogenannten Irregulären, deren Zahl, wie es neuerlich heißt, bedeutend vermehrt werden soll. Mit ihrem wirren schwarzen Haar und den dunkeln stechenden Augen sehen sie nicht gerade sehr vertrauenerweckend aus.

Das sonderbare Volk der Goanesen schließlich ist in Sansibar ziemlich stark vertreten. Aus der kleinen portugiesischen Colonie Goa in Ostindien stammend, sind sie wol als ein Mischvolk zwischen Portugiesen und Indern zu betrachten. Möglich, daß sich auch noch reinblütige Portugiesen darunter finden, denn groß ist der Unterschied nicht zwischen diesem Menschenschlage und den exotischen echten Portugiesen, wie man sie z. B. in Mozambique finden kann.

Schätzenswerthe Eigenschaften scheinen sie wenige zu besitzen; wenigstens macht der Europäer fast nur mit ihren Lastern Bekanntschaft, unter denen besonders die Liebe zu geistigen Getränken unangenehm hervorsticht.

Die Musikbande des Sultans Seyid Bargasch besteht fast durchgehends aus Goanesen. Ferner gehören die Wäscher, die Schneider, die Köche, die Besitzer der Läden für den Bedarf der Europäer u. s. w. ebenfalls meist zu diesem Volk.

5. Der Sultan, Verwaltung und Militär.

Sultan Seyid Bargasch. — Arabische Successionsordnung und Folgen. — Audienzen. — Hofstaat. — Harem. — Nächtliche Fahrten nach der Schamba. — Tschukuani. — Einladungen der Europäer. — Abendliche Musikaufführungen und Schaustellungen. — Pira Dautji. — Mehemet Ali. — Kari ben Hadji. — Gefängnißwesen. — Oeffentliche Sicherheit. — Einkünfte des Sultans. — Vermögen. — Dampfer. — Militär. — Paraden. — Musikcorps. — Kriegerische Unternehmungen. — Orden.

Der jetzige Herrscher von Sansibar, Seyid Bargasch ben Seyid Said, steht ungefähr im 55. Jahre. Seyid oder Said ist ein Titel und soll in diesem Falle so etwas wie Hoheit, Majestät bedeuten. Ursprünglich heißt Seyid allerdings nur Herr, und eigentlich ist jeder freie Araber berechtigt, dieses Prädicat zu führen. Im Laufe der Zeit haben sich jedoch locale Sonderungen und Eigenthümlichkeiten herausgebildet, sodaß sich nur einzelne Persönlichkeiten diesen besondern Titel beilegen. Seyid Bargasch ben Seyid Said heißt also ungefähr: Se. Hoheit Bargasch, Sohn Sr. Hoheit Said. (In letzterm Falle ist Said Eigenname.)

Seyid Bargasch folgte im Jahre 1871 seinem Bruder Seyid Madjid in der „Regierung", denn die Erbfolge ist hier derart, daß auf den ältern der nächst jüngere Bruder und so fort succedirt, bis die ganze Reihe ausgestorben ist. Erst dann folgt der älteste Sohn des ältesten Bruders.

Wenn auch ein Sohn meist ein angeborenes, jedenfalls im Laufe der Zeit sich mehr oder minder entwickelndes Gefühl der Ehrfurcht gegenüber dem Vater hegt, so ist dies bei Brü-

dern, die ja häufig von verſchiedenen Müttern geboren und fern voneinander erzogen ſind, gewöhnlich nicht der Fall. Die vorerwähnte Succeſſionsordnung hat daher einen meiſt wohlbegründeten mistrauiſchen Haß des Regierenden gegen

Seyid Bargaſch, der Sultan von Sanſibar.

ſeinen nächſt jüngern Bruder, beſtändige Verſchwörungen und Kabalen zur natürlichen Folge. Eine arabiſche Dynaſtie ohne Bruderkämpfe, ohne Verfolgungen, blutige Morde u. ſ. w. iſt ein Ding der Unmöglichkeit, und jeder Regierende ſucht meiſt den Thronfolger in der größtmöglichſten Nichtigkeit und Einſamkeit hinzuhalten. Auch die Dynaſtie der Abu Said iſt

415851

reich an Beispielen dieser Art, die noch bis in die heutige Zeit hinüberspielen. Hat doch auch der jetzige Sultan seinen Bruder früher in offener Fehde bekriegt, um darauf schließlich nach Bombay zu entfliehen. Später wurde er dann nach Sansibar zurückgebracht und hat hier noch manches Jahr in strengster, aufgezwungener Isolirung gelebt, ehe der Tod von Seyid Madjid ihn ans Ruder rief.

Jetzt pflanzt er das früher auf ihn angewandte Princip wiederum auf seine Verwandten fort, und erst Anfang 1886 wanderte wieder einmal ein Bruder auf einem Dampfer nach Maskat in die Verbannung. Den berechtigten Thronfolger Seyid Fresch oder Chalif kennt kaum jemand in Sansibar, und es geht das bestimmte Gerücht, daß Seyid Bargasch seinen Sohn zu seinem Nachfolger erheben möchte. Vor einem unüberlegten Schritte wird er sich jedoch sorgsam hüten, denn auch er macht seiner arabischen Abstammung, was Klugheit und Schlauheit anlangt, keine Unehre.

Von dieser letztern Thatsache ist man schon überzeugt, wenn man nur einmal das Vergnügen gehabt hat, Sr. Hoheit ansichtig zu werden. Ich muß gestehen, daß das freundliche, von einem großen, schon weiße Farbe annehmenden Barte umschattete Gesicht durch die in demselben ausgedrückte Klugheit und Ruhe in gewisser Weise geradezu einen imponirenden Eindruck hervorbringt. Aber man darf nicht vergessen, daß die Freundlichkeit nur eine äußere Maske ist, mit der unter Umständen Gefühle verdeckt werden mögen, die das gerade Gegentheil davon sind.

Während in frühern Zeiten der Sultan nicht selten auch außerhalb des Palastes zu finden war, den fremden Kriegsschiffen Gegenbesuche abstattete u. s. w., jedenfalls aber beim feierlichen Empfange eines Europäers diesem stets unten an der Treppe entgegenkam, hat dies alles in den letzten Jahren aufgehört, sei es aus zunehmender Bequemlichkeit des Alters, sei es aus Furcht vor Ueberfällen und Attentaten, sei es aus

allmählich sich erhöhendem Hoheitsbewußtsein, oder schließlich auch infolge Verschlimmerung seiner alten Krankheit, der Elephantiasis. Böse Menschen wollen die Beobachtung gemacht haben, daß durch das jedesmalige Aufgeben einer solchen alten Gewohnheit stets zuerst ein Deutscher betroffen worden sei.

Sei dem, wie ihm wolle, Seyid Bargasch bleibt jetzt in seinem Palaste, und als Europäer kann man ihm Auge in Auge nur noch bei feierlichen Audienzen gegenüberstehen. Und letztere gehen allerdings mit allem nur möglichen Pomp in Scene. Es macht in der That einen sonderbaren Eindruck, einen derartigen europäischen Aufzug, entweder im schwarzen Frack und Cylinder oder aber in Consulats- oder Marineuniformen, bedeckt mit Orden, sich durch die gaffende Neger- und Arabermenge feierlichen Schrittes dahin bewegen zu sehen. Der Westen und der Osten des Globus, das alte Europa und der fremde, wilde Welttheil stehen hier so recht schroff und unvermittelt einander gegenüber. Langsam bewegt sich der Zug dahin, ersteigt die morsche enge Treppe, und oben dann von dem Hausherrn in eigener Person empfangen, wird er in das Audienzzimmer geführt und auf Stühlen zum Sitzen genöthigt. Die kurze Unterhaltung, das gegenseitige Erkundigen nach dem Befinden erfolgt durch einen Dolmetscher, und nach ein paar Minuten bewegt sich der verabschiedete Zug gleicherweise zurück, jeder der Theilnehmer desselben herzlich froh, daß er aus den für die Tropen sich so gar nicht eignenden europäischen Kleidungsstücken wieder herausschlüpfen kann. Bei Empfängen nichtpolitischen Charakters werden auch wol Süßigkeiten, sowie Mandelmich und Rosenwasser präsentirt, und zum Schluß hält jeder der Besucher dem Oberceremonienmeister sein Taschentuch hin, welches dieser mit Rosenöl parfumirt.

Jeder der Unterthanen hat übrigens freien und ungehinderten Zutritt beim Sultan, und thatsächlich kann man auch jeden Morgen unten in der mit Spiegeln und Glaskronleuchtern geschmückten Vorhalle eine Menge Volks ver-

sammelt sehen, das dort zur Anbringung von Gesuchen und Beschwerden ihrer Stunde harrt. Häufig fällt Seyid Bargasch selbst die Entscheidung, häufig wird sie auch von seinen Untergebenen und Beamten ausgesprochen.

Sowol die ältern wie die jüngern Angehörigen der Haute-Volée des Araberthums in Sansibar sind tagtäglich im Palaste zu finden. Sie bilden das Gefolge, den Hofstaat des Sultans. In ihrer Mitte verplaudert er die freien Stunden oder schaut auch von seiner Veranda irgendeinem Schauspiel unten auf dem Platze zu, sei es der Truppenparade oder den abendlichen Aufführungen. Diese Veranda bildet des Abends überhaupt den Glanzpunkt des Palastes, denn die Helle der alten, kleinen Petroleumlampen wird seit einiger Zeit weit überstrahlt durch den Glanz verschiedener elektrischer Kohlenlichter, deren Installirung dem schon ältern Feuer auf dem hohen viereckigen Thurme gefolgt ist. Zur Feier des Geburtstags Mohammed's war auch den Damen des Harems erlaubt, auf der obersten Veranda des Gebäudes sich aufzuhalten, und ich muß sagen, daß die phantastisch aufgeputzte, betende und singende Volksmenge, der magische Glanz jener Flammen, das Prasseln und Leuchten des abgebrannten Feuerwerks, vermischt mit dem tausendfachen Glitzern der gold- und silbergestickten Gewänder und Masken dort oben auf dem dunkeln Balkon, mir zum ersten mal Gefühle und Empfindungen wachriefen, wie sie der Poesie von Tausendundeiner Nacht entsprechen.

Das eigentliche Haremgebäude ist von dem Palaste getrennt und mit diesem nur durch einen verdeckten Gang verbunden. Der Haupteingang befindet sich jedoch ebenfalls auf dem „Schloßplatze" und ist stets von einer Menge dienenden Volks, Eunuchen u. s. w. gefüllt. Der Bezug für letztere Waare ist besonders Maskat, und von dort aus wird Se. Hoheit auch ab und zu mit frischen Surias zur Bevölkerung des Harems versehen. Wie hoch sich die Zahl der letztern jetzt beläuft, kann ich nicht genau angeben, doch möchte 80—100 das

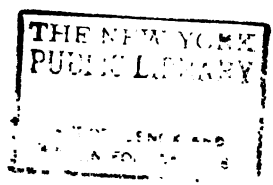
Richtige treffen. Daneben beherbergen andere Baulichkeiten noch einige hundert schwarze Sklavinnen. Von welcher Art und Beschaffenheit die Surias, diese Blumen des Paradieses, nun eigentlich sind, vermag ich erst recht nicht zu sagen, trotzdem ich mich glücklich schätzen würde, hierin als Kenner auftreten zu können. Es wird schon nicht gern gesehen, wenn man nur einen scheuen Blick nach den stets geschlossenen grünen Fensterläden des Harems hinaufwirft; wie viel weniger ist es möglich, sich einen genauern Einblick in die Verhältnisse zu verschaffen. Sehen kann man die Haremschönheiten wol häufiger, aber auch nur in tiefer Nacht und im Galop vorübersausend.

Wenn nämlich der Sultan sich einmal von den „Regierungsgeschäften" erholen will, welches Verlangen er ziemlich oft verspürt, so packt er seinen ganzen Damenvorrath zu je vier in einige 30 Wagen und fährt auf die Schamba, d. h. nach einem seiner in wenig Stunden Entfernung von Sansibar gelegenen Landhäuser. Stets wird dieses Ereigniß vorher allgemein bekannt, und kein Schwarzer wagt es dann zu jener Zeit, vielleicht 11 Uhr nachts, seinen Kopf aus der Thür zu stecken. Alles ist todtenstill und ausgestorben. Auch der „wohlerzogene" Europäer vermeidet es, der wilden Jagd in die Hände zu fallen, und nur der neugierige „Grüne" sucht sich wol ein stilles Plätzchen, um mit Muße das ungewohnte Schauspiel zu genießen. Voran auf galopirenden Pferden erscheinen verschiedene Vorreiter mit gezogenen Säbeln, dann folgt eine vierspännige Caroſſe mit den vier Favoritinnen und in einem weitern Viergespann der Herrscher von Sansibar selbst. Die übrige Wagenzahl rast nur mit je zwei Pferden daher und jeder Wagen enthält vier der Damen nebst zwei Eunuchen hinten auf dem Bock. Der Schluß wird ebenso wie die Spitze von Reitern mit gezogener Waffe gebildet. Da sämmtliche Wagen offen und der Vollmond hell und freundlich scheint, so ist es wol möglich, von der glitzernden Seidenpracht, von den flimmern-

den Goldmasken manchen Blick zu erhaschen. Aber die Gestalten, die Gesichter dieser exotischen Blumen bleiben uns leider verborgen, und nur hie und da macht uns ein silberhelles Lachen glauben, daß es unmöglich aus einem häßlichen Munde kommen kann. Sicherlich unbefriedigt von unserer Excursion ziehen wir schließlich wieder nach Hause, den Ungläubigen fluchend, die uns so selbstsüchtig nicht einmal den Anblick ihrer Schätze gönnen.

Die Landhäuser des Sultans kann man allerdings zu sehen bekommen. Ab und zu werden nämlich die Europäer, natürlich getrennt nach den Nationen, von dem Sultan förmlich zum Besuche derselben eingeladen, und alsdann wird das Beste aufgetischt, was Küche und Keller überhaupt zu bieten haben. Bei einer solchen Gelegenheit konnte ich auch Tschukuani, dem sehenswerthesten derartigen Landhause im Süden der Stadt, einen Besuch abstatten. Dicht am Meere gelegen und weithin sichtbar, sodaß das Gebäude den zwischen Sansibar und Bagamojo fahrenden Dhaus sogar als Merkzeichen dient, führt ein für sansibarische Verhältnisse sehr guter chaussirter Weg dorthin. Park- und Gartenanlagen fehlen leider vollständig; nur ein hoher, langgedehnter Gebäudecomplex zeigt sich dem Beschauer. Durch eine mächtige, auf Säulen ruhende Vorhalle tritt man in das Innere ein und findet sich inmitten großer Säle und seitlicher kleinerer Gemächer. Die eigentlichen Aufenthaltsräume liegen im ersten Stockwerk, zu welcher eine unbehülfliche, ächzende Holztreppe hinaufführt. Der Fußboden ist überall mit Teppichen belegt, die Wände zieren große Spiegel und die verschiedensten europäischen Bilder, meist Oeldrucke. Von der Decke hängen die bekannten, mit Prismen überladenen Glaskronleuchter herab. Einige der Räumlichkeiten sind auch reichlich mit Stühlen und Tischen ausgestattet. Betten oder Aehnliches existiren nicht, denn die ganze Gesellschaft schläft direct auf dem mit Teppichen bedeckten Boden. Der luftigste und daher gewöhnlichste Auf-

Landſchaft auf der Inſel Sanſibar. S. 104.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

enthaltsraum ist genau wie ein ähnlicher am Harem in Sansibar hergestellt. Es ist dies eine Art Pavillon, der über den Grundriß des übrigen Gebäudes hinaus vorspringt und nicht auf soliden Mauern, sondern nur auf freistehenden Säulenpfeilern ruht. Der ganze Raum ist so von allen Seiten dem Luftzuge zugänglich.

Das Bemerkenswertheste ist jedoch die Badeeinrichtung, die sich zu ebener Erde in dem hintern Flügel des Gebäudes befindet. Die Mitte nimmt ein großes, allgemeines Bassin ein; an zwei Seiten ziehen sich die Räumlichkeiten für einzeln Badende, aus je ein paar Toilette- und Ankleideräumen nebst angrenzendem Badezimmer bestehend. Die dritte Seite wird von einem Dampfbade eingenommen, das also die Möglichkeit bietet, die tropische Temperatur noch um ein Bedeutendes zu erhöhen.

Die ganze Anlage verräth entschieden einen großartigen Schwung, hinter dem die Ausführung aber weit zurückgeblieben ist. Es fehlt vor allem an dem so nothwendigen äußern Schmuck; nicht einmal das poetische Bassin der Mitte ist in würdiger Weise von Blumen und Büschen umschattet. Alles macht einen kahlen abstoßenden Eindruck.

Zum besondern Amusement der Damen dienen ein paar große Carrousels, eins der gewöhnlichen Art und ein anderes sogenanntes russisches. Sie werden sogar durch eine Locomobile in Bewegung gesetzt, und auch die obligate große Orgel und Pauke fehlen nicht. Es muß allerdings ein unvergeßlicher Anblick sein, beim Mondenlichte dies wilde Heer auf Pferden reitend im Kreise herumjagen zu sehen!

Alle diese Herrlichkeiten stehen dem Europäer bei seinem Besuche, der meist einen Tag lang dauert, zum Gebrauche offen, und sowol durch Bädernehmen als auch Carrouselfahren kann er sich die Zeit vertreiben. Gemeiniglich zieht er es allerdings vor, sich dem Skate zuzuwenden. Der Hauptwerth wird bei diesen Gelegenheiten aber auf das Essen gelegt, und eine

ganze Schar schwarzgerockter Goanesen ist beständig um eine mächtige Tafel beschäftigt. Diners von 50 Gängen, die sich womöglich zweimal des Tages wiederholen, sind nichts Außerordentliches. Es kann dabei allerdings vorkommen, daß man zehnmal Hammelfleisch, immer in anderer Form, zu essen bekommt, aber die relativ gute Zubereitung läßt es kaum bemerken. Schmerzlich vermißt man bei so langer Sitzung nur den funkelnden Wein in schön geschliffenen Gläsern, denn wenn es auch gestattet ist, Wein mitzubringen, so verbietet doch die Natur der Verhältnisse, darin ganz nach seinem Verlangen zu handeln. Scherbet, Mandelmilch und Sodawasser sind die Getränke, welche die Stelle des Weines vertreten, und erst hier lernt man es voll schätzen und würdigen, was ein gutes Glas zu einer guten Schüssel bedeutet. Und nun vollends der perlende Champagner! Wo bleibt er und wo bleibt die Lustigkeit, die ein unbedingtes Annex jeder guten Tafelrunde sein soll und muß! Man sitzt und sitzt, man ißt und ißt, und schließlich erhebt man sich nicht mit einem Gefühle der Befriedigung, sondern mit dumpfdrückender Schwere im Magen, mit Müdigkeit in den Augen. In der letzten Zeit hat sich übrigens Se. Hoheit auch in dieser Beziehung zu einer Neuerung aufgeschwungen. Er verzapft aus seinem eigenen Keller Apfelwein-Sekt, ein Getränk, das immerhin nicht zu den schlechtesten gehört.

Während auf diese Weise sowol dem Harem wie dem Europäer außerhalb der Stadt Unterhaltungen geboten werden, sucht der Sultan der einheimischen Bevölkerung solche innerhalb der Stadt zu schaffen. Abgesehen von der jeden Freitag zweimal abgehaltenen Parade finden an zahlreichen Abenden unter phantastischer Fackelbeleuchtung auf dem Palastplatze Musikaufführungen und Schaustellungen von Gauklern statt. Letztere werden auf Staatskosten aus Indien, Arabien oder Aegypten verschrieben und beglücken dann für eine längere Zeit ausschließlich Sansibar mit ihren bewundernswerthen

Leiſtungen. Unter dieſen ſpielen auch Tänze eine große Rolle oder vielmehr tanzend aufgeführte Pantomimen. Da Damen dieſen Truppen ſtets fremd ſind, ſo werden die dabei erforderlichen Perſonen weiblichen Geſchlechts ebenfalls, und zwar mit großem Geſchick, von verkleideten Männern gegeben. Die Drehungen und Wendungen des Körpers, die oft höchſt eigenthümlichen Bewegungen können allerdings das Auge eines Europäers kaum ſonderlich entzücken; ſie ſind eben nur für die derb ſinnliche Auffaſſung der Bevölkerung berechnet, die meiſt in dichtgedrängtem Kreiſe die „Künſtler" umgibt. Auch der Sultan verſchmäht es nicht, allabendlich auf der hiſtoriſchen Veranda inmitten ſeiner Getreuen thronend, ab und zu einen Blick auf das Schauſpiel unten zu werfen.

Der Arrangeur aller ſolchen Feſtlichkeiten, der maître de plaisir, kurzum das Factotum des Sultans, war und iſt wol noch Pira Dautji, ein mohammedaniſcher Inder. Er nimmt eine eigenthümliche Mittelſtellung zwiſchen einem Lakaien und einem perſönlichen Adjutanten ein, und wer je etwas bei Hofe erlangen will, thut gut, ſich vorher mit Pira zu verſtändigen. Alle möglichen Aemter werden von ihm verwaltet. So iſt er z. B. auch Oberſtallmeiſter, d. h. er führt die Aufſicht über den Wagenpark und den Marſtall des Sultans. An Wagen, faſt alle von guter und neuer Arbeit, ſind ungefähr hundert vorhanden, an Pferden das Dreifache; doch bieten letztere nichts Hervorragendes dar, da ſie überhaupt auf Sanſibar nicht gut fortkommen. Sowol Wagen als Pferde werden in echt orientaliſcher Generoſität auf Wunſch ſtets den Europäern zur Verfügung geſtellt. Der Herr Oberſtallmeiſter iſt natürlich der Vermittler und heimſt bei ſolcher Gelegenheit manches Trinkgeld ein.

An Wichtigkeit dem Pira entſchieden nachſtehend, aber doch ſchon eine officielle Perſönlichkeit iſt der Secretär des Sultans, Mehemet ben Ali, ein noch ziemlich junger Mann. Er iſt es z. B., der als Bevollmächtigter des Sultans ſeinerzeit

den neuen deutschen Handelsvertrag unterzeichnet hat, ein Act, der früher unbedingt von Seyid Bargasch selbst vollzogen sein würde.

Ein eigentliches Regierungscollegium, Minister u. s. w. existiren natürlich auch dem Namen nach nicht. Die ganze Verwaltung, wenn von solcher überhaupt zu sprechen, geht in patriarchalischer Weise unter Oberaufsicht des Sultans durch die großen, auf der Insel ansässigen Araber vor sich. Nur in der Stadt Sansibar bestehen einige gesonderte Institutionen, die hauptsächlich die öffentliche Sicherheit betreffen. Der Vorsteher dieses Departements ist der sogenannte Polizeiminister, Kari ben Hadji, d. h. Kari der Sohn des Hadji[1], ein Comoreser von Geburt. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hatte seinerzeit mit diesem Herrn leider genug zu thun, denn er ist auch der Mann, der die Besorgung der Träger vermittelt. Trotzdem es verschiedentlich erwiesen war, daß er den letztern einfach den Befehl ertheilt hatte, sofort den Expeditionen zu entfliehen, trotzdem er wegen Annahme großer Bestechungen denuncirt worden, trotzdem er in der feindseligsten und offenkundigsten Weise den Bestrebungen der Gesellschaft entgegenarbeitete, war es der letztern unmöglich, die Entfernung dieses Mannes zu erlangen.

Damals war eben der Sultan noch nicht zu der Ueberzeugung gelangt, daß es doch das Beste für ihn sein würde, sich mit den deutschen Ansprüchen abzufinden. Damals bekämpfte er noch in jeder Weise, mit List und Gewalt, die

---

* Jedermann (auch jede Frau) bekommt den Titel „Hadji" wenn er, wie es die Religion in den fünf Hauptgeboten gebietet, einmal in seinem Leben nach Mekka gewallfahrtet ist. Diese Wallfahrt nach Mekka spielt eine ganz bedeutende Rolle im Leben eines jeden Mohammedaners, und nur wenn er nicht die Geldmittel dazu besitzt, ist er durch die Religion von dieser Pflicht entbunden. Das größte Fest, das große Beiramfest, ist der Tag, an dem die jedesmaligen Mekkapilger „Hadji" werden.

Bestrebungen der Deutschen, heimlich immer auf die Unterstützung Englands hoffend.

Und zur Ausführung seiner Wünsche hätte der Sultan gar keinen bessern als Kari ben Hadji finden können. Jedes Mittel war demselben zur Erreichung seiner Zwecke recht. Wie mancher arme Neger hat seinerzeit sein Interesse für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft mit Prügel und Gefängniß, wenn mit nichts Schlimmerm, büßen müssen. Es würde jedenfalls eine interessante Aufgabe sein, das Vorgehen des Herrn Polizeiministers in seinen Einzelheiten einmal aufdecken zu können.

Die Gefangenen werden bei Bedarf unter der Aufsicht eines Wärters auch zu Straßenarbeiten benutzt, und sehr häufig kann man solche durch eine Kette zusammengeschlossene Trupps bei der Arbeit beobachten. Nach ihren lachenden und fröhlichen Gesprächen zu urtheilen, scheinen sie im allgemeinen nicht sehr unter der Strafe zu leiden.

Die öffentliche Sicherheit in Sansibar ist eine ausgezeichnete. Krawalle, Anfälle, Morde u. dgl. kommen kaum vor. Diebstähle, besonders in den Häusern der Europäer durch Bedienstete, sind wol häufig; gewerbsmäßige Diebe jedoch gibt es nicht.

Ein Polizeicorps existirt nicht; nur für den Nachtdienst ist eine starke, uniformirte Truppe organisirt, die überall in der Stadt vertheilt dafür zu sorgen hat, daß nach 8 Uhr abends kein Schwarzer sich mehr in den Straßen blicken läßt. Wird dennoch einer ergriffen und kann er sich nicht durch eine Legitimation ausweisen, daß er z. B. einen Auftrag von einem Europäer hat, so wandert er ohne Gnade in das Fort. Lange Federlesens wird da nicht gemacht. Jeder, der überhaupt nachts die Straßen passirt, wird von den zahlreichen Wachtposten beständig angerufen und hat sich darauf in seiner Eigenschaft als Europäer u. s. w. zu erkennen zu geben. Die Aufmerksamkeit der betreffenden Posten läßt da nichts zu wünschen übrig.

Die Einkünfte des Sultans von Sansibar bestehen in den Erträgnissen der Ein- und Ausfuhrzölle, sowie in gewissen kleinern Acciseabgaben. Hierzu kommen noch die Einnahmen aus den ihm eigenen Plantagen, deren Zahl gewiß 500 beträgt. Seine Gesammteinkünfte kann man auf 2 Mill. Dollars im Jahr veranschlagen.

Bis zum Jahre 1886 hatte der Sultan die Zölle verpachtet, in den letzten Jahren an Taria Topan für 650000 Dollars und vorher an Jeram Sudji für 500000 Dollars per annum. Nach Ablauf des Contracts im Jahre 1887 übernahm Seyid Bargasch nun selbst die Erhebung der Abgaben, da er wol glaubte, daß er sich dabei bedeutend besser stehen würde. Inzwischen hat nun die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Unterhandlungen eröffnet, die darauf abzielen, die Zollerhebung in den gesammten Küstenplätzen des Festlandes in die Hände obengenannter Gesellschaft zu legen. Es ist wol nicht zu zweifeln, daß die Unterhandlungen ihren Abschluß in einem definitiven Vertrage finden werden, obgleich die von dem Sultan bislang geforderte Pachtsumme eine excessiv hohe zu nennen ist.

England ist natürlich wieder mit gutem Beispiele vorangegangen, indem eine englische Gesellschaft die Zollerhebung innerhalb der sogenannten englischen Interessensphäre, von Mombas bis Kipini, übernommen hat.

Um die Einkünfte noch zu vergrößern, hatte der Sultan kürzlich auch einmal den Entschluß gefaßt, nach europäischem Muster eine directe Steuer, eine Grundsteuer, in Sansibar einzuführen. Der Plan stieß aber, wie natürlich jede derartige Neuerung, auf den heftigsten Widerstand der Bevölkerung, sodaß es sehr fraglich ist, ob er wirklich ausgeführt werden wird.

Wie hoch sich das Vermögen des Seyid Bargasch eigentlich beläuft, ist eine vielumstrittene und schwer zu beantwortende Frage. Doch dürfte es wahrscheinlich sein, daß er mindestens 10—15 Mill. Rupien (16—24 Mill. Mark) in Silber in Kisten und Kasten aufbewahrt.

Die größten Ausgaben machen ihm das Militär und seine Dampfer. Augenblicklich besitzt er von letztern neun und zwar: 1) Höchstihre Yacht Nianza, elegant und hübsch eingerichtet, aber kaum noch gebraucht; 2) Glascow, das sogenannte Kriegsschiff mit eisernen Salutgeschützen; im Hafen festgeankert, da es eine Seereise zu machen nicht mehr im Stande ist; 3) Malakka, 4) Avoka, 5) Merka, drei von der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company gekaufte ausrangirte Schiffe von circa 1500 Tonnen Gehalt; 6) Arcola, ungefähr 600—800 Tonnen und von der British India Steam Navigation Company erstanden; 7) Swordsman, 1200 Tonnen, in England gebaut; 8) Brawa und 9) Quiloa, je 300 Tonnen, im Auftrage der deutschen Firma William O'Swald und Comp. in Flensburg gebaut. Diese Schiffe vermitteln den Verkehr zwischen Sansibar und Indien und andererseits zwischen Sansibar und den verschiedenen Plätzen des Festlandes bis hinauf nach dem Somalilande.

Nach Bombay besteht eine regelmäßige Verbindung alle vier Wochen und die Dampfer haben auch meist gute Ladung. Alle 4—6 Wochen geht ein Dampfer nach Calcutta, und ungefähr alle acht Wochen einer der kleinsten nach den Comoreninseln. Im übrigen sind die Fahrten auf die Küstenplätze beschränkt und ist besonders der Verkehr mit den verschiedenen Häfen des Somalilandes als wichtig zu nennen.

Die Kapitäne dieser Schiffe sind der Hauptsache nach Deutsche, was immerhin noch ein Fingerzeig dafür ist, in welcher Gunst die Deutschen früher bei dem Sultan von Sansibar gestanden haben.

In dem finanziellen Departement von Seyid Bargasch herrscht durchaus nicht die so wünschenswerthe Ordnung, und die Beamten sowol wie das Militär Sr. Hoheit müssen dies häufig genug erfahren. Den Soldaten wird der Sold oft monatelang vorenthalten.

Die regulären Truppen sollen sich auf 3000 Mann be-

laufen. Ob diese Zahl aber in der That richtig ist, darf wol sehr bezweifelt werden, denn in der Stadt Sansibar sind nicht mehr wie ungefähr 1000 Mann stationirt.

Die Uniform besteht in weißer Jacke und Beinkleidern, sowie einer rothen, gelbgeränderten kleinen Mütze. Schließlich gehören, was wol erwähnt werden muß, auch Stiefel dazu. Die Offiziere tragen die weiße Jacke mit weißen Litzen und Schnüren besetzt, eine dunkelrothe Schärpe und einen mächtigen Cavaleriesäbel an der Seite. Der Oberbefehlshaber über das ganze schwarze Heer ist oder war der „General" Mathews, ein früherer englischer Marinelieutenant. Er ist ausgezeichnet durch große Messingachselstücke und einen weißen, mit rothseidener Schärpe umwundenen Tropenhelm. Als Unterbefehlshaber fungirte der aus Thomson's Reise „Durch Massai-Land" bekannte Matrose Martin.

Die Bewaffnung dieser Truppe besteht in dem englischen Snidergewehr mit der dazu gehörigen Seitenwaffe. Das Exercierreglement ist ganz nach englischem Muster gebildet. Jeden Freitag, sowol morgens wie nachmittags, kann man das Vergnügen haben, die Truppe auf dem Palastplatze in Parade aufgestellt zu sehen. Man wird alsdann wol die Bemerkung machen, daß der eine oder andere Krieger ohne Stiefel gekommen ist, oder daß ihm sämmtliche Knöpfe an seinem Rocke fehlen. Aber das nimmt man so genau nicht; genug, daß er da ist. Im übrigen geht alles in europäischer Weise vor sich: der Aufmarsch, die Evolutionen, das Anfassen und Präsentiren des Gewehrs u. s. w. Auch zwei Fahnen mit der rothen arabischen Flagge befinden sich vor der Front und werden unter den Klängen des Sansibar-Präsentirmarsches vorschriftsmäßig gesenkt. Zum Schluß wird zusammengerückt, meist Carrée formirt und nun beginnt der Haupt- und Schlußeffect jeder solchen Parade, ein mörderisches Knallen mit Platzpatronen. In wüstem, regellosem Schnellfeuer wird da losgeknallt. Jeder schiebt seine Patrone einfach in den Lauf

und drückt ab, ohne an ein Zielen auch nur zu denken, nicht zufrieden, als bis er einige Dutzend Patronen verschossen hat. Bei dieser Leistung gewinnt man ganz den Eindruck, daß es wol nicht allzu große Gefahr in sich schließen dürfte, einer Plänklerkette dieser schwarzen Schützen gegenüberzuliegen.

Die Cavalerie, d. h. einige 20 in hohe Kürassierstiefel gesteckte und mit einem mächtigen Pallasch versehene persisch-belutschische Pferdeknechte, steht seitwärts und sieht all diesem Treiben gelassen zu. Mit ihren ganz auffallend dürren, schlotterigen Beinen gewähren sie einen überaus komischen Anblick.

Eine artilleristisch gebildete Truppe existirt kaum, obgleich der Sultan einen ziemlich reichen Geschützpark besitzt. Wenn derselbe auch der Hauptsache nach nur altes, theilweise sogar unbrauchbares Material enthält, so finden sich doch auch gute neue Hinterlader darunter. Neuerdings ist der Bestand um sechs, von Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser geschenkte Salutgeschütze bereichert worden.

Das tüchtigste Element der Armee ist unzweifelhaft das goanesische Musikcorps, neben welchem noch ein zweites kleineres, ägyptisches besteht. Die Goanesen, statt der kleinen rothen Mütze den weißen indischen, mit Spitze versehenen Tropenhelm tragend, machen ihre Sache entschieden gut. Es ist eine echte Janitscharenmusik, mit vielen Blechinstrumenten und mächtiger Pauke. Tag für Tag kann man sie unter Leitung ihres alten Kapellmeisters stundenlang in einem besondern Gebäude üben hören.

Während das Militär in Sansibar meist ein friedliches Dasein führt, wird doch ab und zu auch ein kriegerisches Einschreiten auf dem Continente nothwendig, besonders in den sich beständig empörenden Somalipläßen Barawa, Merka, Makdischu u. s. w. Auch kühnere Unternehmungen sind in den letzten Jahren ausgeführt worden. So der wol auf Anstiften Englands erfolgte Zug einer kleinen Macht unter

persönlicher Führung des General Mathews nach dem Kilima-Ndjaro, unternommen zu dem Zwecke, den vermutheten Erwerbungsversuchen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in jener Gegend zuvorzukommen.

Erst Anfang des Jahres 1887 ist ferner eine große kriegerische Verwickelung mit Portugal beigelegt worden, bei welcher die Tunghi-Bai den Zankapfel abgab.

Der Orden vom glänzenden Stern.

Hierbei hat der Sultan es bitter bereuen müssen, daß er fremden Einflüsterungen, die ihn zum Widerstande aufreizten, Gehör gegeben hat. Die Portugiesen kaperten ihm ein mit Soldaten und Kriegsmaterial beladenes kleines Schiff, die Quiloa, armirten es mit ein paar Geschützen und beschossen nun mit seinem eigenen Schiff einige Küstenplätze. Der General Mathews weigerte sich, allerdings auf Grund seines Contractes, gegen Europäer zu Felde zu ziehen, und tief verstimmt hat der Sultan nun beschlossen, seinen europäischen General zu entlassen. Die schwarze Armee soll reducirt werden, während die sogenannten Irregulären eine Vermehrung erfahren dürften.

Letztere, aus Arabern und Belutschen bestehend und sich direct aus Arabien und Maskat rekrutirend, waren bisher der Hauptsache nach als Besatzung in den verschiedenen Plätzen des Festlandes vertheilt. Sie repräsentiren jedenfalls eine bei weitem tüchtigere Truppe als die Neger.

Belohnung und Anerkennung militärischer sowie auch anderer Verdienste erfolgt, wenn überhaupt, nur in Geld.

Aeußerliche Marken der Auszeichnung sind nicht gebräuchlich. Allerdings existirt ein Orden, der Orden vom glänzenden Stern, und sogar in mehrern Klassen; doch wird er nur selten und fast nur an Europäer verliehen. Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser ist seinerzeit als Erstem und Einzigem die höchste, die Fürstenklasse, verliehen worden. Nebenstehende Abbildung zeigt die dritte Stufe der II. Klasse jenes Ordens.

6. Europäische Bevölkerung.

Zahl der Europäer. — Consulate. — Sir John Kirk und die Stellung Englands. — Stellung Deutschlands. — Englische Missionen. — Politische Wichtigkeit aber religiöse Nichtigkeit derselben. — Kirchenbauten in Sansibar und Magilla. — Französische Mission. — Hospital. — Bagamojo. — Deutsche Missionsthätigkeit.

Die europäische, auf Sansibar seßhafte Bevölkerung zählte bisher circa 80 Seelen, zu denen England das größte Contingent stellte.

Durch Berufsconsuln sind vertreten: Deutschland, England, Frankreich, Portugal und Belgien. Kaufmännische Consuln besitzen ferner die Vereinigten Staaten, Italien und Oesterreich-Ungarn, wozu demnächst vielleicht noch Holland sich gesellen wird.

Die erste Rolle spielte bis vor kurzer Zeit unbestritten England, und ein großer Theil des Verdienstes, seinem Lande diese dominirende Stellung errungen zu haben, ist unzweifelhaft der Persönlichkeit des frühern Generalconsuls Sir John Kirk zuzuschreiben. Dieser Mann, dessen Name in betheiligten Kreisen in den letzten Jahren so häufig genannt worden ist, hat sich seiner Aufgabe unleugbar mit großem Geschick entledigt, wozu ihn nicht in letzter Linie seine vorzügliche Kenntniß von Land und Leuten befähigte. Denn gewiß hatte Sir John im Anfang keinen leichten Stand, zu einer Zeit, wo es sich darum handelte, dem dem Seyid Bargasch abgepreßten Verbote des Sklavenhandels auch Geltung zu verschaffen. Aber es ist ihm gelungen, sich von der Stellung eines Vergewal-

tigers angestammter und hergebrachter Rechte zu der eines Freundes und Rathgebers emporzuschwingen.

Diese letztere Phase trat allerdings erst ein, als Deutschland auf Grund der Erwerbungen des Herrn Dr. Karl Peters Ansprüche und Forderungen geltend machte. Sir John sah sich plötzlich um die Früchte seiner langjährigen Arbeit und Mühe betrogen, und wie war es da anders zu erwarten, als daß er den Deutschen in jeder Weise Schwierigkeiten zu bereiten und den Sultan mit allen Mitteln zum Widerstand aufzustacheln suchte. Dieses Vorgehen ist an sich so selbstverständlich, daß es keiner weitern Erörterung bedarf, und daß man daraus auch keinen Vorwurf erheben kann. Aber andererseits wollen wir auch nicht vergessen, daß Sir John thatsächlich unser bitterster Feind gewesen ist und mit allen erlaubten und vielleicht auch unerlaubten Mitteln uns bekämpft hat. Hoffen wir, daß diese Feindschaft Englands jetzt mit der Person des neuen Generalconsuls, Major Macdonald, definitiv ihr Ende erreicht hat.

Die politischen Vorgänge der letzten Jahre haben in jeder Beziehung auch die Stellung der verschiedenen Nationen und ihr Verhältniß zueinander geändert, ob überall zu unserm Vortheil, möchte ich dahingestellt sein lassen. Im allgemeinen unterliegt es keinem Zweifel, daß wenigstens die eingeborenen Neger noch immer keine Vorstellung von der factischen Macht Deutschlands besitzen, da ihnen weder die politischen Actionen noch die malerischen Flottendemonstrationen ein genügender Beweis dafür gewesen zu sein scheinen. Erst in neuester Zeit tritt allmählich eine Aenderung ein, wenngleich man sich vor zu sanguinischen Hoffnungen hüten soll. Immerhin dürfte der Sultan doch zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß vollendete Thatsachen nicht mehr rückgängig zu machen sind und daß es ein gefährliches Spiel für ihn sein würde, sich noch länger den deutschen Forderungen im geheimen oder öffentlich zu widersetzen.

Eine hervorragende Rolle spielen in Sansibar die Missionen, obgleich ihr eigentliches Wirkungsfeld natürlich auf dem Festlande liegt. Da sind es nun wieder die englischen Missionen (Church of England, Wesleyan, Independent and Roman Catholic), die auch in politischer Beziehung eine hohe Bedeutung beanspruchen. Wenn es eine alte Wahrheit ist, daß die Missionare meist die Vorkämpfer der Cultur, d. h. der Annexionen, sind, so haben sich wenigstens die englischen Missionare redlich bemüht, diese Wahrheit zu Ehren zu bringen. Der Anlage ihrer Stationen hat einzig und allein eine eventuelle politische und commerzielle Wichtigkeit jener Districte zur Richtschnur gedient! Denn es ist eine gerade im Gegensatz zu den französischen Missionsstationen denn doch gar zu auffällige Thatsache, daß sich englische Niederlassungen nur in jenen Districten und an solchen Punkten befinden, die sich jetzt in irgendeiner Beziehung als besonders werthvoll herausstellen. Wenn es noch nöthig ist, Beispiele dieser Art anzuführen, so sei nur an die verschiedenen Stationen in der Umgegend von Mombas, dem Schlüssel für den ganzen nördlichen Theil des tropischen Ostafrika, an die Stationen in dem weiter südlich gelegenen fruchtbaren Bezirke von Bondei, erinnert. Es befinden sich hier, nur wenige Stunden voneinander getrennt, nicht weniger als vier englische Missionsstationen, die durch die Bedürfnisse nicht im allerentferntesten gerechtfertigt erscheinen. Aber es gibt noch weit schlagendere Beweise für die englische Missionspolitik. Vor einiger Zeit, sobald die Frage des Kilima-Ndjaro-Gebietes unter den ostafrikanischen Fragen sich bemerkbar machte, hatten die Engländer nichts Eiligeres zu thun als sofort eine Niederlassung am Fuße jenes Gebirgsstockes mit einer neuen Zwischenetappe in Teita zu gründen. Der Engländer ist eben auch in der Religion ein praktischer Mann.

Fragt man nun nach den culturellen Erfolgen, die diese vielgeschäftigen Missionare bisher erzielt haben, so sind die-

selben unter Umständen schlimmer als Null. Es thut mir leid, daß ich es sagen muß: ich habe nirgends so unverschämte und freche Negerlümmel getroffen, wie auf der englischen Missionsstation Mkuzi in Bondei.

Es macht sich ja gedruckt sehr hübsch, wenn da zu lesen steht: die und die Mission zählt so und so viel Zöglinge, so und so viel auswärtige Schulbesucher. Aber man darf sich doch durch solche Zahlen nicht täuschen lassen. Denn selbst wenn sie sich nicht zum größten Theile auf in die Missionen überführte, den Sklavenhändlern abgejagte Beute bezögen, würden sie doch für eine ersprießliche Thätigkeit der Missionare gar nichts beweisen. Diese läßt sich überhaupt in Zahlen nicht fassen. Ein einziger, der europäischen Cultur und christlichen Gesinnungsart wirklich näher gebrachter Schwarzer wiegt zahllose, zur Statistik dienende singende und Gebete plappernde Missionsheiden auf.

Und ich wiederhole auch an dieser Stelle: es ist schwer, ja es ist einfach unmöglich, einen derartigen Erfolg zu erzielen, wenn man seine Thätigkeit damit beendet glaubt, den Zöglingen das Singen von Gebeten und die Kenntniß einiger Bibelstellen, allenfalls auch noch etwas englisch Lesen und Schreiben einzupauken. Im günstigsten Falle wird man mit diesem Versuche nichts erreichen, als daß der Neger wie ein abgerichtetes Thier, wie ein Papagai oder wie ein Affe erscheint. Im minder günstigen erzieht man sich schlaue Heuchler, und häufig wird durch diesen mit Gewalt aufgetragenen Firniß auch noch eine Frechheit und Einbildung genährt, wie sie bei dem natürlichen Neger nie zu finden ist.

Es ist wahrhaftig gleichgültig, *was* der Neger lernt, um in wahrem christlichen Sinne dem Ebenbilde Gottes näher zu treten. Das *wie* ist das punctum saliens. Nicht „lackirt" soll der Neger werden, sondern sein inneres Selbst soll durch allmähliche Entwickelung dem Verstehen unserer Cultur, unserer ganzen christlichen Weltanschauung näher gebracht

werden. Es ist für den Missionar nicht damit gethan, mit Formeln und Aeußerlichkeiten sich zu begnügen. Ein wahrhaftes Verständniß soll er für seine Aufgabe besitzen und dann mit nie ermüdender Liebe und Sorgfalt dieselbe zu erfüllen suchen. Erst in diesem Sinne wird das Missionarthum ein hoher und heiliger Beruf.

Der engherzige, nüchterne Engländer besitzt aber dies Verständniß höchstens in Worten. In dem Lande, wo das Missionarspielen fast ein Sport wie das Alpensteigen und das Jagen geworden ist, kann man es der Natur der Sache nach auch nicht suchen. Ich frage, wo sind die Erfolge aller Bemühungen, all der unendlichen aufgewendeten Kraft? Sind sie vielleicht in den „christlichen" Zöglingen der Stationen, in den spärlichen Gräbern christlicher Neger der Friedhöfe zu suchen? Oder aber sollten die zahllosen Bibelübersetzungen als solche zu betrachten sein?

Der Hauptsitz der englischen Mission ist in Sansibar einerseits, in Mombas andererseits. In der Stadt Sansibar hat man eine für ostafrikanische Verhältnisse in der That grandiose Kirche erbaut. Tagtäglich füllt sich dieselbe mit der Kinderschar des dicht dabei gelegenen Missionsgebäudes, und zu den Klängen der Orgel ertönen in Suahili-Lauten die Gesänge. Schöne Glasgemälde sowie auch verschiedene Gedenktafeln sind darin angebracht: so für Livingstone und den verstorbenen Bischof Steere.

In Magilla, dem Hauptorte der Mission in Bondei, ist ebenfalls ein imposanter Kirchenbau aufgeführt. Das ist den englischen Missionaren nicht abzustreiten: in diesem Punkte, in der Aufführung würdiger Gebäude ihres Cultus, haben sie es nie und nirgends an Ausdauer und Energie fehlen lassen. Die Kirche in Magilla, ganz aus Gneis erbaut, ist das sehenswertheste Gebäude des continentalen Ostafrika. Das Dach derselben ist, im Gegensatz zu der schönen Wölbung der Kirche auf Sansibar, aus Eisen und Zink hergestellt.

So scharf man die englische Missionsthätigkeit verurtheilen muß, um so mehr Anerkennung kann man dagegen den Franzosen zollen. Die französische Mission, la Congrégation du St. Esprit et du Saint Cœur de Marie, ist sowol im Geiste wie in der Praxis den richtig erkannten Zwecken und Zielen stets treu geblieben. Nie hat sie von vornherein politische Zwecke verfolgt und nur selten sich späterhin mit solchen befaßt. In stiller unermüdlicher Wirksamkeit haben es sich ihre Sendboten stets angelegen sein lassen, den Geist des Christenthums und die Segnungen unserer Cultur unter den schwarzen Völkerschaften zu verbreiten. In Sansibar, dem Hauptsitze der Mission, ist die dieser Körperschaft innewohnende Gesinnung so recht in einem segensreichen Institut, dem Hospital, versinnbildlicht. Wie viele kranke Europäer, wie viele meiner Kameraden haben dort schon Aufnahme und liebevolle Pflege durch die Hand der Schwestern gefunden, und ich muß gestehen, so oft ich dort aus- und eingegangen bin, so oft habe ich ein wohlthuendes Gefühl über die dem Ganzen innewohnende Ordnung, Sauberkeit und christliche Barmherzigkeit mit nach Hause genommen.

Die bedeutendste und wirklich großartig angelegte Station auf dem Festlande befindet sich in Bagamojo, dem wichtigen, als Ausgangspunkt der meisten Karavanen dienenden Küstenplatze gegenüber Sansibar. In vielen Beziehungen ist dieses Etablissement als ein Muster derartiger Anlagen hinzustellen, und es gewährt ein wahres Vergnügen, unter der Führung des würdigen Père Etienne oder des unverwüstlichen, recht lebhaft an manche köstliche mittelalterliche Figur erinnernden Frère Oscar dasselbe zu durchwandern. Man sieht überall, daß die ehrwürdigen Patres auch die praktisch-culturelle Seite ihres Berufes nicht außer Acht gelassen haben.

Hier sind Probepflanzungen von Vanille, von Kaffee, von Cacao, dort wird geschustert, getischlert, geschlossert, werden Bücher gedruckt und gebunden, und wieder an andern Orten

betritt man die Localitäten für eine treffliche, ausgedehnte Viehzucht, die selbst Schweine in ihren Rahmen aufnimmt. Mit all dieser lebhaft entwickelten Thätigkeit, die es ernstlich unternimmt, die Schwarzen für eine geregelte Arbeit zu erziehen, mit all diesen weit ausgedehnten und wohlgepflegten Anlagen und Gebäuden, mit dem wahrhaft lebendigen christlichen Geiste, der über dem Ganzen waltet, können die Engländer gar nicht daran denken zu rivalisiren. Und für so wenig ersprießlich ich die Thätigkeit der letztern halte, um so erfreulicher und segensreicher erscheint mir das Wirken der französischen Mission, und ich kann an dieser Stelle nur den aufrichtigen Wunsch aussprechen, daß dieselbe immer ein ruhiges und ungestörtes Wirkungsfeld in Ostafrika finden möge.

Um hierfür eine Garantie zu erlangen, ist man von seiten der Mission neuerdings in Unterhandlung mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft getreten und hat sich dabei auch bereit erklärt, das französische gegen das deutsche Protectorat zu tauschen.

Ueber die deutsche Missionsthätigkeit ist bisjetzt noch wenig zu sagen. Ende 1885 ließen sich die ersten deutschen Missionare in der Gegend von Lamü nieder, mit der Absicht, ihre Thätigkeit unter den Wapokomo zu entfalten. Später sind nun mehrere, sogar schon einige weibliche Personen gefolgt, und man hat beschlossen, eine weitere Niederlassung in Dar-es-Salaam zu gründen. Ob dieser Beschluß gerade ein glücklicher zu nennen ist, erscheint mir etwas zweifelhaft. Ferner beabsichtigt man von seiten der Missionsgesellschaft, in Sansibar ein deutsches Hospital zu errichten, und für den gleichen Zweck hat die nach Ostafrika entsandte Vertreterin des deutschnationalen Frauenbundes, Freiin Frida von Bülow, Dar-es-Salaam ausersehen. Wünschen wir, daß bald erfreuliche Erfolge zu verzeichnen sein werden!

7. Handel und Verkehr.

Geschäftshäuser in Sansibar. — Eigenthümlichkeiten des Handels im allgemeinen. — Elfenbeinhandel. — Gesammtumsatz. — Antheil Deutschlands. — Productionsgebiete. — Exportartikel. — Artikel des Localhandels. — Importartikel. — Hebung des Imports schwierig. — Neuer Freundschafts- und Handelsvertrag. — Bestrebungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. — Münz- und Bankverhältnisse. — Wohlstand zurückgegangen. — Dampferlinien. — Die projectirte deutsch-ostafrikanische Linie. — Localverkehr.

An dem Handel Sansibars sind in erster Linie indische und erst in zweiter europäische Firmen betheiligt. So dürfte der größte Umsatz überhaupt nicht etwa bei einem europäischen, respective deutschen Hause, sondern bei dem indischen Millionär Taria Topan zu suchen sein.

Von deutschen Firmen müssen angeführt werden: Wm. O'Swald & Comp., Hansing & Comp., Heinrich Adolf Meyer und Wilhelm Hintzmann, zu denen sich noch die bedeutende schweizer Firma E. H. Witmer & Comp. gesellt. Von englischen und amerikanischen Häusern sind erwähnenswerth: Arnold, Cheney & Comp. und Smith Mackenzie & Comp. Ferner Charles Muxworthy und die Agentur von George Ropes. Weniger bedeutend sind einige französische und italienische Häuser, als: H. Greffil, Fleury & Comp., F. Filonardi u. s. w.

Theils wird von diesen Firmen nur Export oder Import, theils aber auch beides gleichzeitig betrieben. Von den indischen Häusern sind es nur wenige der größten, die ebenfalls directe überseeische Geschäfte machen. Die meisten liegen

dem Zwischenhandel ob, den sie aber auch durchaus in Händen haben.

Hinsichtlich des Imports handelt es sich bei den europäischen Firmen meist um Consignationen oder um directe Commissionsgeschäfte. Letzteres ist besonders bei den Manufacturwaaren der Fall. Der Auftrag des indischen Großhändlers wird einfach nur an die europäische Fabrik übermittelt und von dieser dann so und so viel Prozent für Commission vergütet.

Die Exportgeschäfte sind nach Lage der Sache sehr verschiedenartiger Natur. Die meisten dürften wol telegraphisch auf feste oder freibleibende Offerten gemacht werden. Ein echter Speculationsartikel sind die Gewürznelken, die je nach Ausfall der Ernte ganz bedeutenden Preisschwankungen unterworfen sind.

Der Inder ist ein schlechter Zahler und der Credit spielt in Sansibar eine ganz hervorragende Rolle. Es gibt zweifellos viele reiche, zum mindesten wohlhabende Leute unter den größern Kaufleuten; aber dennoch zahlen sie nicht oder wenigstens erst nach langen Zeiträumen. So stehen immer große Summen in den Büchern verzeichnet, und es gehört eine genaue Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse dazu, um beurtheilen zu können, wie weit man mit dem Creditgeben bei jedem einzelnen gehen darf. Immerhin aber liegt die Sache so, daß es für ein großes europäisches Haus nur mit bedeutenden Verlusten möglich wäre, zu liquidiren.

Eine ganz besondere Stellung nimmt der Elfenbeinhandel ein, dieser Handel, den man nicht ganz ohne Unrecht den Krebsschaden Afrikas genannt hat, und es verlohnt sich wol, hierauf etwas näher einzugehen. Auch dieser Handel liegt in den Händen der Inder. Die Inder sind es, die ihrerseits Karavanen ausrüsten, oder, und das ist der häufigere Fall, den arabischen oder schwarzen Karavanenführern ganz bedeutende Vorschüsse in Geld oder Waaren machen, mit der

Verpflichtung, nach ihrer Rückkehr diese Vorschüsse in Elfenbein zurückzuerstatten. Der Elfenbeinhandel ist auf diese Weise ein Monopol gewisser Inder und Araber geworden. Erstere besitzen die Mittel und letztere den Muth und den Unternehmungsgeist dazu. Es gibt unter diesen Arabern Leute, die jahraus, jahrein, jahrzehntelang diesem Geschäfte obliegen, die hin und her, immer ihren gleichen Karavanenweg ziehen, überall ihre Freunde und Bekannte, ihre Sklaven und ihre Niederlassungen haben. Der bekannteste dieser Karavanenfürsten, der Herrscher in ganz Centralafrika, ist Tippu-Tip, welcher gegenwärtig in Diensten des Kongostaates am Kongo weilt.

Mit Eifer und nie ermüdender Sorgfalt wird darüber gewacht, daß nicht andere, unberufene Personen sich in diesen Handel eindrängen. Um dem entgegenzutreten, wird auch ein Mord nicht gescheut. Die deutsche, in Sansibar ansässige Elfenbeinfirma Heinrich Adolf Meyer hat kürzlich versucht, durch Entsendung einer eigenen, von Europäern geführten Karavane nach Tabora das Elfenbein direct zu erhandeln. Zwei der Theilnehmer mußten wegen schweren Fiebers nach der Küste zurückkehren. Der dritte wurde, um Rache für diesen kühnen Versuch zu nehmen, auf Veranlassung der Araber meuchlings erschossen! Sobald dürfte daher wol ein zweiter Versuch nicht wieder gemacht werden. Die Ostafrikanische Gesellschaft ist bisher am wenigsten in der Lage gewesen, irgendeinen Einfluß auf diesen Handel auszuüben.

Wie schon gesagt, reisen diese Händler, mit Ausnahme einiger der reichsten und angesehensten, für indisches Geld. Daß jede der beiden Parteien das größtmöglichste Geschäft dabei zu machen sucht, ist selbstverständlich. Jeder sucht den andern so viel als nur irgendmöglich zu betrügen, und die verwerflichsten menschlichen Eigenschaften werden damit entfesselt. Durch dieses System der Vorschüsse, das ja leider auch an der Westküste an der Tagesordnung ist, bekommt der

ganze Handel von vornherein eine ungesunde Grundlage. Außerdem strömt bei solchen Karavanen alles mögliche Gesindel zusammen. Jeder, der zu faul zur eigentlichen Arbeit ist oder aus andern Gründen eine Zeit lang zu verschwinden wünscht, schließt sich einer Elfenbeinkaravane an. Weiter im Innern des Continents mag dann auch häufig schlimm genug unter den Eingeborenen gehaust werden. Sklaven wenigstens bringen alle diese Karavanen in größerer oder geringerer Zahl mit zurück, die dann unter der Hand in den Küstenplätzen verkauft werden.

Was nun den Werth des Gesammtumsatzes in Sansibar anlangt, so stehen darüber wirklich authentische Aufzeichnungen nicht zur Verfügung. Man ist auf Schätzungen angewiesen, die aber immerhin einen großen Grad von Wahrscheinlichkeit besitzen. Kersten schätzt in dem von der Decken'schen Werke den Gesammtumsatz auf 10 Mill. Maria-Theresien-Thaler = 35 Mill. Mark. Zweifellos war diese Summe vor 20 Jahren zu hoch gegriffen; allein gegenwärtig möchte sie ungefähr das Richtige repräsentiren.

Nach den Angaben des frühern englischen Generalconsuls Sir John Kirk, der ersten Autorität auf diesem Gebiete, war die Lage der Handelsverhältnisse in den Jahren 1876—79 wie folgt: [1]

[1] „Reports from Her Majesty's Consuls", 1882, Nr. 36, XIII.

Einfuhr.

Artikel	1876/77	1877/78	1878/79
Weiße Baumwollstoffe.	£	£	£
a) Amerikanische	96770	80200	94500
b) Englische	46800	41050	36000
c) Bombay	15200	11500	19000
Bunte Baumwollstoffe.			
a) Europäische	21000	18500	14800
b) Indische	2100	2000	1200
Taschentücher.			
a) Europäische	18300	13450	15000
b) Indische	1100	1040	1100
Calicos, amerikan. u. englische	13090	11530	10000
Kaniki	105260	84200	96000
Maskattücher	5270	5000	5500
Perlen	10640	17300	12000
Gewehre	33640	59440	56000
Pulver	6400	25900	13030
Eisen und Metallwaaren	10000	11060	12000
Petroleum	42000	34000	40000
Wein und Spirituosen	17885	18300	22000
Zucker und Melasse	23850	31800	30000
Reis und Cerealien	89790	96330	78600
Gewürze u. s. w.	5500	4000	5000
Kokosfasern und Stricke	7000	6050	8200
Opium	6000	7500	8000
Kohlen	24930	23000	28500
Häute	20400	10000	21900
Verschiedenes	73500	75800	81570
Zusammen	696425	688950	709900

Ausfuhr.

Producte	1876/77	1877/78	1878/79
	£	£	£
Elfenbein	215000	204100	160000
Gewürznelken	201000	323800	170000
Gummi	184200	192600	201000
Kopal	28850	25850	26000
Kopra	45000	42100	43000
Kauris	5900	6200	6000
Häute	44700	23000	58500
Sesam	38000	42000	43500
Orseille	31580	21050	22000
Cerealien	76090	85000	66000
Zucker	21600	20000	18200
Kokosfasern und Stricke	8000	7050	9200
Verschiedenes	22000	30000	46950
Zusammen	921920	1022750	870350

Den Gesammtumsatz in diesen, sowie den folgenden Jahren zeigt nachstehende Tabelle: [1]

Gesammtumsatz.

	Einfuhr. £	Ausfuhr. £
1876/77 . . .	696425	921920
1877/78 . . .	688950	1022750
1878/79 . . .	709900	870350
1882 . . .	800000	1000000
1883 . . .	1220000	800000

Man sieht also, daß sich die Einfuhr im Laufe der Jahre ziemlich gehoben, die Ausfuhr dagegen im wesentlichen die gleiche geblieben ist. In den allerletzten Jahren dürfte letztere einen Niedergang erfahren haben, indem der Consum und der

[1] Siehe auch „United States Consular Reports", Nr. 45, und „Journal der Londoner Handelskammer", Bd. I, Nr. 8.

Werth von Artikeln, wie z. B. Orseille, Kopra, Sesam, Kaurimuscheln, zurückgegangen ist.

Der Antheil Deutschlands an diesem Gesammtumsatze stellt sich nun wie folgt: [1]

Werth in Maria-Theresien-Thaler zu 3 M. 50 Pf.

	1880	1881	1882	1883
Einfuhr.				
Rohe u. gebleichte Baumwollwaaren	45836	57455	107543	231694
Verschied. Manufacturwaaren	503175	263173	260752	423140
Perlen	44621	85670	74838	77185
Glaswaaren und Steingut	19564	26908	39214	25540
Pulver und Munition	28894	28503	9328	29636
Waffen	43621	54899	48317	73882
Metallwaaren	47521	52145	45214	40696
Eisen	18961	16182	32429	29556
Kurzwaaren	14924	17335	30464	20889
Verschiedene andere Waaren (z. B. Spirituosen u. s. w.)	96320	70025	126044	80860
Zusammen	863437	674295	774143	1033088
Ausfuhr.				
Kopal	11438	11791	7581	2869
Gewürznelken	75324	122892	56476	53160
Orseille	28568	33866	65207	48221
Nutzholz	2251	129	1600	2485
Häute	34527	15045	14344	53207
Kopra	11571	9700	12302	16051
Sesam	50659	33462	66113	66662
Kautschuk	9017	49173	21628	76553
Elfenbein	143404	154693	180794	107566
Palmkerne und Erdnüsse	7186	4019	4949	6950
Kaurimuscheln	35030	28797	41530	38641
Verschiedene andere Waaren	39534	25877		
Zusammen	448509	489444	472524	472365

[1] „Deutsches Handelsarchiv", Jahrg. 1881 fg.

Greifen wir einmal die beiden letzten Jahrgänge heraus, so ergibt sich, daß bei der Einfuhr Deutschland mit etwas mehr, bei der Ausfuhr mit etwas weniger wie einem Zehntel participirt:

	1882.			1883.		
	Gesammtumsatz	Antheil Deutschlands		Gesammtumsatz	Antheil Deutschlands	
	£	Maria-Ther.-Th.	= £	£	Maria-Ther.-Th.	= £
Einfuhr	800000	774143	132818	1220000	1033088	177245
Ausfuhr	1000000	472524	81070	800000	472365	81043

Hinsichtlich der Einfuhr ist nun aber noch zu bemerken, daß von diesem Zehntel auf wirklich deutsche Producte wol nicht mehr wie ein Drittel kommt. Die gesammten Baumwollwaaren, der bei weitem wichtigste Theil, sind, wie wir später noch genauer sehen werden, fremden Ursprungs. Für Deutschland kommen eigentlich nur Pulver, Glas- und Steingutwaaren, Eisen, Kupfer- und Messingdraht, Spirituosen, einige Conserven und sonstige Kleinigkeiten in Betracht.

Die Ausfuhrartikel werden, fast nur mit Ausnahme der Gewürznelken und etwas Kopra, sämmtlich vom Festlande erst nach Sansibar herübergeschafft, und zwar fließen vom äußersten Norden der Küste, vom Cap Guardafui an bis hinunter nach Mozambique, alle Producte hier zusammen. Dies wird sich jedoch zweifellos schon in den nächsten Jahren mehr und mehr ändern. Mehr und mehr wird man bestrebt sein, die unnütze, die Waaren vertheuernde Fracht nach Sansibar zu sparen und dieselben gleich von den Hafenplätzen der Küste zu verfrachten. Mit Mombas und Lamú hat man bereits den Anfang gemacht; hoffentlich werden Pangani und Dar-es-Salaam demnächst folgen.

Das Productionsgebiet für die in Sansibar verschifften Waaren ist also ein gewaltiges, und für dieses ungeheuere

Areal ist die Menge derselben eine außerordentlich kleine. Abgesehen vom Elfenbein liefern die beiden kleinen Inseln Sansibar und Pemba, kaum 60 Quadratmeilen groß, fast ebenso viel Producte für den Weltmarkt, wie das gesammte continentale Ostafrika, vom Aequator bis zum 11.° südl. Breite, ein Areal von mindestens 25000 Quadratmeilen! Diese bemerkenswerthe Thatsache geht aus folgender Tabelle deutlich hervor. Sämmtliche Producte lassen sich nämlich ihrer Provenienz nach in vier Gruppen scheiden:

			£
Gruppe I	Inseln Sansibar und Pemba	Gewürznelken Rother Pfeffer Kopra z. Th. Palmkerne Kaurimuscheln Nelkenstengel	250000
Gruppe II	Somaliländer	Häute Orseille z. Th.	50000
Gruppe III	Die übrigen Küstendistricte des Festlandes bis an die Grenze von Mozambique (Suahililänder)	Gummi Kopal Orseille z. Th. Sesam Kopra z. Th. Nutzholz	300000
Gruppe IV	Gesammtes östliches Centralafrika	Elfenbein	250000

Und von allen von dem Continente stammenden Producten kann nur das Gummi eine hervorragende Wichtigkeit beanspruchen. Nur dieser Artikel würde eine ausgedehntere Cultur und Ausbeutung lohnen, da zweifellos die Nachfrage im Laufe der Jahre sich immer noch mehren wird. Die übrigen Producte, als Kopal, Orseille, Sesam, Kopra u. s. w. sind sowol in ihrem Werthe als in ihrer Bedeutung für den Weltmarkt in dem letzten Jahrzehnte ganz bedeutend zurückgegangen. Es ist daher absolut erforderlich, in Ostafrika neue Culturen einzuführen, und in welcher Richtung man da vorzugehen hat,

dazu liegen genügende Fingerzeige vor. In allererſter Linie würde es ſich um Baumwolle, Taback, Kaffee und Cacao handeln. Ob freilich die Deutſch-Oſtafrikaniſche Geſellſchaft auf dem von ihr eingeſchlagenen Wege ſchon in kurzer Zeit Erfolge wird aufzuweiſen haben, dürfte zum mindeſten zweifelhaft ſein.

Wenden wir nun den einzelnen Producten einmal etwas mehr Aufmerkſamkeit zu. Die Gewürznelken wachſen nur auf Sanſibar und Pemba. Urſprünglich auf den Molukken heimiſch, ſind ſie ſchon lange in Oſtafrika eingeführt und gedeihen auf den eben erwähnten beiden Inſeln in vorzüglicher Weiſe. Hinſichtlich des Bodens machen ſie keine großen Anſprüche. Auf den weiten Sandflächen wachſen ſie in üppiger Pracht und es dürfte auch nicht zweifelhaft ſein, daß ſich Nelken noch an andern Orten, wie auf der Inſel Mafia und an manchen Punkten der Küſte des afrikaniſchen Feſtlandes anbauen ließen. Auf der Inſel Gr. Comoro, auf einem durchaus vulkaniſch-ſteinigen Terrain, wachſen in der Nähe der Stadt Mroni Nelkenbäume, die an Ueppigkeit die Sanſibar-Nelken ſogar übertreffen. Die letztern erlangen durchſchnittlich eine Höhe von 4—6 m, werden allerdings, um die Ernte zu erleichtern, auch durch künſtliche Mittel niedrig erhalten. Der Same braucht einen Monat zum Keimen. Nach vier Jahren trägt der Baum zum erſten male und erreicht im Durchſchnitt ein Alter von 20 Jahren. Im Mai iſt die Hauptblüte und im Juni findet dann die Ernte ſtatt. Die Pemba-Nelken ſtehen im Preiſe etwas niedriger als die Sanſibar-Nelken, da ſie einen größern Feuchtigkeitsgehalt beſitzen. Die letztern ſind wegen ihres größten Oelgehaltes die beſten.

Die Inſel Pemba allein dürfte jährlich 50—75000 Säcke à 140 Pfd. produciren.

Außer auf Sanſibar und Pemba werden Gewürznelken noch auf einigen Sunda-Inſeln, beſonders auf Amboina, gebaut. Früher ſtanden die Amboina-Nelken doppelt ſo hoch im

Werthe als das Sansibar-Product. Jetzt sind die Preise fast gleich und es ist nicht unmöglich, daß Sansibar dem alten Vaterlande der Gewürznelken noch einmal den Rang abläuft.

Uebrigens sind die Nelken je nach dem Ausfall der Ernte und der momentanen Nachfrage außerordentlichen Preisschwankungen unterworfen, sodaß die Speculation sich schon lange dieses Artikels bemächtigt hat. Im Jahre 1885 betrug der Preis des Frasila (= 35 Pfd.) 3 Dollars. Im Mai 1887 stand es 9 Dollars. Außer nach Europa geht ein bedeutendes Quantum Nelken nach Indien und China, ja selbst Nelkenstengel, d. h. die Blütenstiele, werden hier verwendet. In Europa möchte die Hauptmasse der Nelken zu Oel verarbeitet werden.

Kopal, ein dem Bernstein ähnliches, aus dem Boden gegrabenes fossiles Harz, findet der Hauptsache nach in der Fabrikation von Lacken und Firnissen Verwendung. Die besten Sorten werden das Frasila bis mit 17 Dollars bezahlt; die schlechtesten erzielen dagegen nur 7 Dollars. Die Hauptmasse geht nach Amerika und London. Eine wichtige Bezugsquelle für dieses Harz ist die Landschaft Usaramo und die südlich davon gelegenen Districte; andererseits ist es jedoch auch im Norden, nördlich von Mombas, ziemlich verbreitet. Auf der Insel Sansibar kommt Kopal, wenn überhaupt, so doch nur höchst selten vor.

Die Gewinnung ist eine außerordentlich rohe. In den Kopaldistricten bohrt der Eingeborene an einer beliebigen Stelle des Bodens mit einem Stock ein Loch in die Erde, und indem er dies allmählich mit Hülfe der Hände erweitert und vertieft, sammelt er die dabei ihm in die Hände fallenden Kopalstücke. Hat das Loch Armestiefe erreicht, so gräbt er ein anderes. Richtige Gruben mit systematisch betriebener Abgrabung existiren gar nicht. Stellenweis wurde mir eine kleine Pflanze gezeigt, deren Vorkommen immer auch das Vorhandensein von Kopal an der gleichen Stelle andeuten sollte.

Ein außerordentlich wichtiger Artikel ist das Gummi oder Kautschuk. Auch hier geht bislang die Hauptausfuhr nach London und Amerika. Hinsichtlich der Qualität herrschen die weitgehendsten Verschiedenheiten und können die Preise zwischen 5—25 Dollars für das Frasila schwanken. Gutes Quiloa- oder Lindi-Gummi kostet im allgemeinen 18—20 Dollars.

Diese großen Preisdifferenzen erklären sich leicht, wenn man bedenkt, daß es verschiedene Pflanzen sind, von denen das Gummi gewonnen wird. Im allgemeinen wird die Landolphia-Ranke als die gummiliefernde Pflanze Ostafrikas angeführt. Aber nach eigenen Erfahrungen kann ich nur constatiren, daß die Gummiranke Usambaras entschieden eine andere als die von Ukami und Usaramo und wahrscheinlich wieder eine andere als die in den südlichsten Districten wachsende Pflanze ist.

Außerdem ist nun noch die Art der Gewinnung eine ganz verschiedene. Das beste Gummi wird derart erhalten, daß sich der Eingeborene den nach Abhacken der Pflanze ausfließenden Milchsaft direct auf die Haut, z. B. auf die Brust tropfen läßt, woselbst er schnell erhärtet und dann zu kleinen Kügelchen und Ballen zusammengerollt wird. So geschieht es z. B. mit dem Gummi von Quiloa und Lindi. Eine andere, aber stets ein unreines Product liefernde Art der Darstellung ist die, daß man den Milchsaft in einem Gefäße auffängt, mit etwas Wasser kocht, wodurch er gerinnt, und dann das entstehende Substrat noch einen Räucherungsproceß durchmachen läßt. Hierher gehört das Gummi von Usambara, Mwale u. s. w.

Welches aber auch die Art der Gewinnung sein möge, immer wird in der rücksichtslosesten Weise nicht etwa die Pflanze angeschnitten oder angebohrt, sondern einfach abgehauen, wodurch natürlich langsam aber sicher die gesammten Bestände ausgerottet werden. Zum Glück sind die Neger Ostafrikas kein Handelsvolk und treiben auch das Geschäft der Gummigewinnung nur so ganz nebenbei. So ist überall, selbst

in nächster Nähe der Küste, die Gummi-Liane in den Wäldern meist noch in großer Zahl anzutreffen. In den schönen Gebirgswäldern Usambaras waren armsdicke Ranken durchaus keine Seltenheit.

Immerhin wird es das erste Streben einer geordneten Colonialregierung sein müssen, diesem Raubbau nach Möglichkeit ein Ziel zu setzen und die Leute zu einer schonendern Behandlung der Pflanzen anzuhalten. Bei dem großartigen Verbrauche des Kautschuk, der sich, wie schon früher erwähnt, voraussichtlich im Laufe der Jahre immer noch steigern dürfte, wird derselbe auf lange hinaus einen gesuchten Artikel des Weltmarktes bilden. Es möchte sich sogar empfehlen, wie dies ja schon an andern Orten, so z. B. in Ceylon in so vorzüglicher Weise mit dem Ceara-Kautschuk geschehen, neue Gummi liefernde Gewächse in Ostafrika anzupflanzen, und dürfte auch hier in erster Linie das Ceara-Kautschuk in Betracht zu ziehen sein.

Orseille ist ein Artikel, dessen Werth und Bedeutung sich im Laufe der Zeit, besonders durch Erfindung der Anilinfarben, beträchtlich gemindert hat. Zu der Familie der Lichenen, und zwar der Bartflechten gehörig, schmarotzt sie mit Vorliebe auf den verschiedenen Akazienarten. Sie wird, nachdem sie von Ast- und Borkenstückchen gereinigt, zu großen, centnerschweren Ballen zusammengepreßt und in Europa zur Gewinnung eines rothen Farbstoffes benutzt. Auch hier gibt es verschiedene Qualitäten, die nach Grob- und Feinflechtigkeit der Pflanze unterschieden werden. Die grobflechtigen Arten, von der Benadir-Küste, d. h. aus dem Somali-Lande, stammend, sind die schlechtern; die feinflechtigen, aus den südlicher gelegenen Districten, die bessern. Die Preise schwanken für das Frasila ungefähr von $1\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ Dollars. Die Gewinnung ist eine höchst mühselige und wird von den Eingeborenen auch nur betrieben, wenn durchaus auf andere Weise nichts zu verdienen ist.

Der Export der Kopra, des getrockneten Fleisches der Kokosnüsse, hat ebenfalls bedeutend nachgelassen und werden größere Quantitäten nur noch nach Indien verschifft. Bekanntlich wird durch Auspressen dieser Masse das Kokosnußöl dargestellt, welches früher in bedeutendem Umfange in der Seifenfabrikation Verwendung fand. Das Frasila kostet in Sansibar 1 Dollar.

Mit dem Niedergange des Exports ist natürlich auch der Werth der Kokospflanzungen ein viel geringerer geworden, obgleich man immerhin noch auf Baum und Jahr einen Ertrag von 1 Dollar rechnen kann.

Die Samen der Sesam (Sesamum indicum) werden zur Darstellung eines guten Oels benutzt, welches in Europa häufig zur Verfälschung des Olivenöls dient. Der Hauptexport geht jedoch nach Aden und von hier aus nach den Somali-Ländern, Hadramaut u. s. w. Von den Orientalen wird das Sesamöl außerordentlich geschätzt. Man unterscheidet schwarzen und weißen Sesam und erhält in Sansibar 35—45 Pfd. für 1 Dollar.

Die für Westafrika so außerordentlich wichtigen Palmkerne, die Samen der Oelpalme, Elaëis guineensis, spielen im Osten leider nur eine unbedeutende Rolle. Die Oelpalme ist hier nicht heimisch und kommt angepflanzt nur auf der Insel Pemba vor, sodaß der Export ein verschwindend kleiner ist. Zweifellos würde es aber durchaus keine Schwierigkeiten haben, dieser Palme eine größere Verbreitung zu verschaffen. Das Frasila Palmkerne wird gegenwärtig mit $^3/_4$—1 Dollar bezahlt.

Die den Palmkernen an Bedeutung fast gleichstehenden Erdnüsse, unterirdische Brutknospen von Arachis hypogaea, kommen ebenfalls kaum auf den Markt. Sie liefern ein ganz vorzügliches Oel, das mit dem Olivenöl an Güte wetteifert. Die Pflanze dürfte gleichfalls an den meisten Oertlichkeiten der Küste gedeihen.

Es gibt in Sansibar und auf dem afrikanischen Continent noch einige andere Oel liefernde Pflanzen, die bisher aber nur von localer Bedeutung sind. Hierher gehört die hoch und üppig wuchernde Ricinus-Staude, der häufig zu Hecken verwandte falsche Croton-Strauch und eine rankende Cucurbitacee, die Telfairia pedata, von den Eingeborenen Kwemme genannt. Besonders die letztere Pflanze enthält in ihren großen, flachgedrückten Samen ein ausgezeichnetes Oel und wird auf der Insel Bourbon auch schon seit längerer Zeit cultivirt.

Rother Pfeffer ist ein Artikel, der, obgleich von vorzüglicher Güte und auf dem Festlande in lichten Wäldern häufig wildwachsend, nur in ganz geringen Mengen exportirt wird. Zu diesem Zwecke wird er auf Sansibar in gewissen Districten angebaut.

Der Export von Nutzhölzern ist verschwindend klein. Es gibt in Ostafrika leider weder werthvolle Bau- noch Farbhölzer; zum mindesten sind sie bisjetzt nicht aufgefunden worden. Das harte, dem Ebenholz äußerlich ähnliche Grenadillholz ist das einzige, welches hier und da ausgeführt worden ist; allein der Preis in Europa ist derartig niedrig, daß man es nur noch als Ballast verfrachten kann.

Häute, d. h. Rinderhäute, bilden dagegen wieder einen sehr wichtigen Ausfuhrartikel. Der weitaus größte Theil kommt aus den Somali-Ländern und werden in Sansibar 7—8 Pfd. mit einem Dollar bezahlt. Eine Haut wiegt im Durchschnitt 12—14 Pfd.

Der bedeutende Export von Häuten, den die Somali-Länder aufzuweisen haben, ist immerhin ein Zeichen, daß auch in jenen Ländern fruchtbare, reich bewässerte Partien nicht vergebens gesucht werden dürften, obgleich noch niemand bis in jene Gefilde vorgedrungen ist. Die südlicher gelegenen Districte der räuberischen Galla und Massai weisen nach den Schilderungen Thomson's und Fischer's ebenfalls

reiche Viehbestände auf, die jedoch bisjetzt für den Export noch wenig in Betracht kommen.

Sämmtliche Häute werden ungegerbt verschifft, trotzdem in der Rinde der Mangrove- und Mango-Bäume ein ausgezeichnetes Gerbmittel zur Verfügung stünde.

Die Kaurimuscheln, die früher einen wichtigen Artikel auf dem Markte Sansibars bildeten, haben neuerdings an Bedeutung sehr verloren. Der Hauptabsatz war nach der Westküste Afrikas, wo jene kleinen Muscheln bekanntlich von den Eingeborenen als Geld benutzt wurden. Mit der fortschreitenden Verbreitung der Civilisation, oder wir wollen lieber sagen, mit der fortschreitenden Infection jener Gebiete durch europäische Sitten und Gebräuche hat sich aber auch dies geändert. Auch dort dringen Gold und Silber als Werthmesser immer weiter vor, und höchstens noch als Schmuckgegenstände mögen jene Muscheln jetzt Verwerthung finden. Der Hauptabsatz findet gegenwärtig statt nach Indien (Calcutta), wo jene Objecte wol zu dem gleichen Zwecke von den Eingeborenen verwandt werden.

Wir kommen nun zu dem momentan wichtigsten und werthvollsten Artikel, dem Elfenbein. Es ist hierüber schon so viel geschrieben und gesprochen worden, daß es sich kaum lohnt, die Thatsachen zu recapituliren. Besonders Fischer hat sich in seiner kleinen, ausgezeichneten Schrift: „Mehr Licht im dunklen Welttheil", des weitern über das Elfenbein verbreitet, und was er sagt, dürfte im allgemeinen das Richtige treffen.

Das Elfenbein ist ein Artikel, welches in seiner Bedeutung für den Handel im Laufe der Jahrzehnte mehr und mehr an Werth verlieren wird. Der Gesammtexport des Elfenbeins aus Afrika beträgt nach Fischer 800000 kg. Davon entfallen auf:

Sanſibar	200000	kg
Mozambique	100000	„
Nigergebiet	75000	„
Gabun, Kamerun und Lagos	75000	„
Ambris, Loanda, Benguella, Moſſamedes	100000	„
Kapland	50000	„
Handelsgebiet Aegyptens	150000	„
Küſten des Rothen Meeres	50000	„
	800000	kg

Dieſe Zahl von 800000 kg iſt jedenfalls als das Höchſtzuläſſige zu betrachten. Nehmen wir nun einen Durchſchnittspreis von 100 Dollars für das Frasila an, ſo repräſentiren 800000 kg Elfenbein einen Werth von 16 Mill. M.

Ein Zahn von 150 Pfd. Gewicht iſt ſchon als ein außergewöhnlich großer zu bezeichnen, und wenn man das Durchſchnittsgewicht zu 20 Pfd. veranſchlagt, ſo wird man nicht weit von der Wahrheit entfernt ſein. Darnach müſſen aber, um den Geſammtexport von 800000 kg zu decken, jährlich 40000 Elefanten getödtet werden. Wenn man nun bedenkt, daß faſt alles Elfenbein nur aus dem centralſten Theile des Continents kommt, da in den Küſtenbezirken der Elefant mit geringen Ausnahmen überall ſchon ausgerottet iſt, ſo wird man ermeſſen, was das für den Beſtand dieſer Thiergattung an ſich bedeuten will.

Ich halte es für müßig, mit Stanley die Zahl der Elefanten in den verſchiedenen Bezirken abzuſchätzen. Mögen ſie auch nach Hunderttauſenden zählen, bei einer derartigen Ausrottung wird die Zeit kommen, wo in der Verminderung des Angebots von Elfenbein ſich die Verminderung der Thiere bemerkbar machen wird.

Häufig hört man die Anſicht ausſprechen, daß ein großer Theil des auf den Markt gebrachten Elfenbeins nicht modernen Urſprungs ſei, ſondern von längſt untergegangenen In-

viduen herstamme und von den Eingeborenen aus der Erde gegraben werde. Dies ist, wie auch Fischer hervorhebt, ein großer Irrthum. Wol mag mancher Afrikareisende sich persönlich davon überzeugt haben, daß die Eingeborenen Zähne aus der Erde gruben; aber alle diese Zähne sind von ihnen vorher eingegraben worden. Die Erde ist eben der geeignetste und sicherste Aufbewahrungsort für einen derartigen werthvollen Artikel. Es kommen allerdings fossile Zähne vor; aber diese sehr seltenen Stücke haben nur den Werth einer Curiosität, da sie meistens durch zahlreiche Risse und Sprünge sowie durch eine dicke Verwitterungskruste praktisch ganz unbrauchbar sind.

Der Handelswerth der einzelnen Zähne ist sehr verschieden. In erster Linie hängt derselbe natürlich von der Größe und Stärke derselben ab. Dann aber existiren auch ganz bedeutende Unterschiede in der Qualität, indem das Elfenbein gewisser Gegenden weicher und elastischer, das anderer Gebiete härter und spröder ist.

Im allgemeinen ist das Sansibar-Elfenbein das beste überhaupt, und innerhalb dieses Bezirks sind es nun wieder die aus den Gegenden nördlich und westlich des Kilima-Ndjaro kommenden Zähne, die sich durch hervorragende Weichheit auszeichnen und daher hauptsächlich zu Billardbällen Verwendung finden. Derartiges Elfenbein kostet circa 125 Dollars pro Frasila, während der Durchschnittspreis nur zu 100 Dollars anzunehmen ist. Ob diese verschiedenartigen Zähne alle von einer und derselben Thierspecies oder aber vielleicht von verschiedenen abstammen, dürfte immer noch zweifelhaft sein. Die Zähne der weiblichen Elefanten sind, obgleich nicht so stark wie die der männlichen, doch besonders wegen ihrer Gleichmäßigkeit und ihres geraden Wachsthums geschätzt.

Bei weitem das meiste Elfenbein geht nach London; dann folgen Indien und Nordamerika. In Indien werden meistens nur die schlechtern und kleinern Zähne zu allerlei

Schnitzereien verarbeitet; die bessern werden wieder nach England exportirt.

Von sonstigen Exportproducten ist kaum noch etwas zu erwähnen. Angeführt mögen hier noch werden Schildpatt, Ambra, Rhinocerushörner und Hippopotamuszähne; doch spielen sie im Handel auch nicht die mindeste Rolle.

Die Carett-Schildkröte, Chelonia imbricata, deren Rückenpanzer das geschätzte Schildpatt liefert, wird ab und zu an den Gestaden der Insel gefangen. Häufiger ist sie jedoch um Madagaskar und den nördlich von hier gelegenen Inseln.

Die Ambra, ein pathologisches Product der Eingeweide des Potwal, Physeter macrocephalus, eines in der Südsee und im Indischen Ocean lebenden Wals, wird stellenweis von den Meereswellen an den Strand gespült und von allen Orientalen des eigenthümlichen, durchdringenden Geruchs wegen außerordentlich geschätzt. Es ist dies ein Artikel, welcher thatsächlich nicht mit Gold aufgewogen werden kann.

Ausdrücklich mag hier constatirt werden, daß andere Producte, als Kaffee, Cacao, Muskatnüsse, Zimmt, Indigo u. s. w., wie sie häufig in Schriften angeführt werden, nicht existiren. Einzelne Pflanzen sind allerdings hie und da in arabischen und europäischen Gartenanlagen zerstreut; aber ob und in welcher Weise sich dieselben für eine ausgedehntere Cultur eignen würden, darüber fehlen bisjetzt noch alle Erfahrungen.

Wenden wir nun den ausschließlich für den Localhandel in Frage kommenden Producten noch einige Aufmerksamkeit zu. Es sind dies der Hauptsache nach Körnerfrüchte, nämlich Reis, Mais und Negerhirse. Eine besondere Beachtung verdient einzig der Reis, da sowol Mais als Negerhirse von den Consumenten überall ausreichend selbst producirt werden und in Sansibar im Großhandel auch fast keine Rolle spielen. Der Preis an Ort und Stelle beträgt pro 1 Chisla zu 360 Pfd. für Mais circa 3 Dollars, für Negerhirse $3^1/_2$—4 Dollars.

Der Reis, für die Sansibar- und Küstenbevölkerung wol das wichtigste, zum mindesten das beliebteste Nahrungsmittel darstellend, wird der Hauptsache nach von den großen indischen Häusern aus Indien importirt. Das in Ostafrika selbst producirte Quantum ist verschwindend klein, trotzdem sich ganz zweifellos manche Sümpfe und Thalstrecken vorzüglich zur Reiscultur eignen würden. Die Zufuhr ist eine ziemlich unregelmäßige, und sind daher die Preise für diesen Artikel auffallend großen Schwankungen unterworfen. Für reinen enthülsten Reis wurde im März dieses Jahres das Chisla mit 8, im April mit 11, im Mai mit 10 Doll. bezahlt. Unenthülster Reis kostete in den gleichen Monaten $3^1/_2$, 7 und 6 Dollars.

Einer kurzen Erwähnung werth ist noch das Zuckerrohr. Auch in Sansibar und einigen Küstenplätzen des Festlandes hat man in frühern Zeiten versucht, eine kleine Zuckerindustrie ins Leben zu rufen, ist damit aber kläglich gescheitert. Momentan beschränkt man sich darauf, in äußerst einfacher Weise eine Art Melasse herzustellen, die besonders von den Arabern und Indern zu ihrem süßen Gebäck verwendet wird.

Was nun den Import anlangt, so ist früher schon bemerkt worden, daß die meisten eingeführten Artikel nicht deutschen, sondern fremden Ursprungs sind. Dies ist vor allem der Fall mit den gesammten rohen und gefärbten Baumwollwaaren, unter denen das sogenannte Amerikano, ein einfach weißer, leichter Baumwollenstoff, an Wichtigkeit obenan steht.

Das Amerikano oder Merikani, den Namen seines Ursprungslandes tragend, beherrschte früher den gesammten Markt Sansibars. In den letzten Jahren ist nun aber Indien mit Amerika in bedeutende Concurrenz getreten, sodaß, wenn jährlich vielleicht 1000 Ballen (zu 30 Stück) Merikani consumirt werden, dem circa 10000 Ballen indisches Gamti gegenüber stehen. Gamti ist von ähnlicher, aber leichterer Qualität als das Merikani, steht dafür aber auch niedriger

im Preise. Während für Merikani der Preis per Stück im letzten Jahre durchschnittlich 2 Doll. 35 Cts. — 2 Doll. 45 Cts. betrug, kostete Gamti nur ungefähr zwei Drittel dieses Preises. Ein Stück Merikani mißt 30 Yards, gleich $7\frac{1}{2}$ Doti. Ein Doti enthält 4 Mikono, d. h. viermal die Länge von der Spitze des Zeigefingers bis zum Ellenbogengelenk. Dies ist das landesübliche Maß; jedermann rechnet nach Doti und wacht mit Eifer darüber, daß er auch nicht um einen Finger breit beim Zumessen betrogen wird.

Ganz genau kennt jeder Schwarze, selbst im Innern des Continents, die Qualitäten der Stoffe, und wenn er einmal gewohnt war, Merikani zu tragen, so wird ihn niemand so leicht dazu bereden können, mit Gamti fürlieb zu nehmen. Die Leute halten mit unglaublicher Zähigkeit an dem Althergebrachten, an dem Gewohnten fest. Bei allen Handelsgeschäften steht ihnen außerdem die Befürchtung in erster Linie, daß sie übervortheilt werden möchten; denn da sie sich selbst in jeder Weise bemühen, den Fremdling zu betrügen, so nehmen sie naturgemäß auch das gleiche von diesem an.

Jeder Reisende orientirt sich selbstverständlich vorher, welche Tauschartikel er für die von ihm zu besuchenden Gegenden nöthig hat. Und dies ist nicht nur für die Perlen, Draht u. s. w. von hervorragender Wichtigkeit, sondern auch für die Stoffe. In besuchten Districten, in der Nähe der Karavanenstraßen, geht meistentheils nur die beste Qualität; ganz schlechte Waare kann nur noch in abgelegenen Ländern des Innern abgesetzt werden.

Bekanntermaßen bilden diese weißen Baumwollenstoffe den Haupttausch- und Handelsartikel des Continents. Ein Doti Merikani ist der grundlegende Werthmesser für alles und wird dies Quantum von den Händlern im Innern dem Werthe einer Rupie, also ungefähr 1 M. 60 Pf. gleichgesetzt.

Taria Topan, der erste indische Großhändler Sansibars, ist der einzige Importeur des Merikani. Sämmtliches von

den amerikanischen Firmen eingeführte Zeug geht direct in seinen Besitz über.

Außer Merikani und Gamti werden auch noch einige andere weiße Baumwollenzeuge in Sansibar gehandelt, die meist von noch schlechterer Qualität als das Gamti sind. Als für den Localbedarf wichtig mögen noch die grey shirtings erwähnt werden, ferner ganz leichte, transparente Stoffe, die zu den lang herabwallenden Hemden Verwendung finden, u. s. w.

Ein weiterer für den Continentalhandel wichtiger Artikel ist das Kaniki, ebenfalls ein Baumwollenstoff, aber durch Indigo tiefblau gefärbt und mit starker Appretur versehen. Auch dieser Stoff, verschieden breit, aber nur zwei Doti per Stück haltend, wird in Indien fabricirt. Eine schlechte Qualität stellt man in Sansibar selbst dar, indem Merikani oder Gamti nachträglich blau gefärbt wird. Die Verwendung zu Hüft- und andern Tüchern ist die gleiche wie bei den vorher besprochenen weißen Stoffen. Jährlich mögen vielleicht 4000 Ballen à 100 Stück eingeführt werden.

Wir kommen nun zu den bunten, bedruckten Taschentüchern, den Lezos oder Kitambis. Sie sind schon die Zeichen eines größern Luxus und werden daher der Hauptsache nach auch nur in Sansibar und den Hafenplätzen der Küste abgesetzt.

Die Lezos, zu sechs hintereinander ein Stück bildend, einem Doti der Eingeborenen entsprechend, finden zu Hüft- und Brusttüchern ihre Verwendung. Die zulässigen Größen der einzelnen Tücher schwanken zwischen 30 bei 30 cm und 26 bei 23 cm. Wie schon an anderer Stelle erwähnt, ist dies der eigentliche Modeartikel Sansibars. Alle vier Wochen kommen andere Muster auf den Markt, und je nachdem sie gefallen oder nicht, erzielen sie höhere oder niedrigere Preise. Die europäischen Häuser legen den indischen Großhändlern beständig neuentworfene Muster vor, und nachdem diese dieselben geprüft und man sich über Farben, Größe und Preis geeinigt hat, erfolgt die Uebermittelung des Auftrags an die Fabrik in

Manchester oder auch wol in Holland oder der Schweiz. Es ist auffallend, daß auch dieser Artikel bisher nicht aus Deutschland bezogen wird, trotzdem man doch wol in der Lage sein müßte, mit Holland oder der Schweiz zu concurriren. Das Dutzend wird im Großhandel je nach Muster und Farbenzusammenstellung mit 65 Cents bis 1 Dollar bezahlt.

Die Hüfttücher par excellence, die Kikoys, einfache, weiße Baumwollengewebe mit buntfarbiger Kante, werden auf Sansibar und in den Küstenplätzen ebenfalls in großen Mengen consumirt. Geringer ist schon der Verbrauch an den sogenannten Maskattüchern, Debuani, die meist nur zu Turbanen Verwendung finden. Die beliebtesten zeigen ein bläulich-graues, feincarrirtes Muster mit breiten, buntfarbigen Kanten und langen Fransen. Auch sie werden in der Schweiz und in Holland fabricirt.

Die übrigen noch marktfähigen bunten, bedruckten Baumwollwaaren sind von geringerer Wichtigkeit, da sie meist nur in der indisch-arabischen Bevölkerung zur Ausschmückung der Wohnräume, zu allerlei Kleidungsstücken u. s. w. Verwendung finden. Das gleiche ist von den bunten Seidenstoffen zu sagen, die ausschließlich von Araberinnen und Indierinnen getragen werden. Es gehen hier nur die leichtesten, billigsten Waaren von grell-grünen, rothen und gelben Farben, allenfalls mit Gold und Silber durchwirkt.

Gold und Silber ist jedoch besonders in Besatz, in Borten und Litzen beliebt, und neben unechtem Fabrikat wird auch viel echtes getragen. Die langen Mäntel der Araber, die Jochos und Buschtis, sind stets reich mit Gold- oder Silberlitzen besetzt, obgleich infolge der allgemeinen Verarmung auch hierin der Verbrauch geringer geworden ist. Die einzige Bezugsquelle für diesen Artikel ist Deutschland (Nürnberg-Fürth). Die zu jenen Mänteln verwandten schwarzen und rothen Tuche sind ebenfalls hie und da aus Deutschland bezogen worden.

Schließlich mögen noch die Tarbusche Erwähnung finden, die vielleicht in jährlich 3000 Dutzend über Triest nach Sansibar kommen. Damit ist aber das Kapitel der zur Bekleidung dienenden Waaren vollständig erschöpft.

Für den continentalen Handel von großer Wichtigkeit sind ferner Glasperlen und Draht.

Die Glasperlen, von Venedig und Triest verschifft, werden in den allerverschiedenartigsten Größen und Farben verlangt. Die einzelnen Stämme des Innern haben auch hierin ihre ganz bestimmte, althergebrachte Geschmacksrichtung, sowol was die Farbe, als was die Größe der Perlen anlangt. Ihnen Unbekanntes wird in den meisten Fällen kategorisch zurückgewiesen, sodaß man für eine größere Reise mit vielen Sorten versehen sein muß. Zu Halsketten, Arm- und Beinschnüren finden die Perlen Verwendung, und nicht selten ist der dunkle Hals einer Schönen mit verschiedenen Pfunden derselben beladen.

Eisen-, Kupfer- und Messingdraht ist ein Importartikel Deutschlands; derselbe unterliegt denselben Bedingungen wie die Perlen. Auch hier werden in bestimmten Gegenden nur ganz bestimmte Sorten und keine andern genommen. Der dickere Draht wird zu Arm- und Beinringen verarbeitet, häufig in Form langgedrehter Spiralen, die so und so viel Pfund an Gewicht haben; ja selbst Halskrausen werden davon gefertigt. Der dünne Draht dient zur Umwickelung der Speerschäfte, Bogen u. s. w.

Von Waffen werden hauptsächlich Vorderladergewehre, im Jahr vielleicht 12000 Stück, eingeführt, die theils belgisches, theils deutsches Fabrikat sind. Pulver wurde in frühern Jahren fast ausschließlich durch die deutsche Firma Hansing & Comp. importirt und stets direct an den Sultan verkauft, der es dann seinerseits erst in kleinern Quantitäten an seine Unterthanen abließ.

Von sonstigen Importartikeln mögen noch angeführt wer-

den: Schwertklingen, Zündhütchen, Messer, kleine Spiegel und allerlei Kurzwaaren, von denen der größte Theil aus England bezogen wird.

Conserven, die von der europäischen Bevölkerung in Sansibar in ziemlich bedeutenden Mengen consumirt werden, kamen früher nur aus England. In neuerer Zeit haben sich jedoch deutsche Marken Eingang verschafft und werden selbst von den Engländern hie und da vorgezogen.

Für Spirituosen, d. h. für Bier und gebrannte Wässer, ist dagegen Deutschland entschieden die erste Bezugsquelle. Hoffen wir jedoch, daß der Consum von letzteren Artikeln nicht zu- sondern abnehmen möge!

Erwähnt mag schließlich noch das Petroleum werden, von dem Taria Topan jährlich 30—40000 Fässer importirt. Damit dürfte alles Wesentliche der europäischen und amerikanischen Einfuhrartikel angegeben sein.

Was die Frage der Hebung des Importhandels anlangt, so möchte diese Aufgabe doch weit schwieriger und langsamer zu lösen sein, als häufig angenommen wird. Zur Hebung des Imports müßte man den Verbrauch, d. h. mit andern Worten die Verbrauchsfähigkeit des Einzelnen heben, und wer die einschlägigen Verhältnisse, besonders auch die Natur des Negers kennt, weiß, was das bedeuten will. Es klingt ja recht schön, wenn man demonstrirt: so und so viel Einwohner müßten eigentlich im Jahr so und so viel Zeug verbrauchen; sie verbrauchen aber nur so und so viel; also seht, welch glänzende Zukunft sich euerm Unternehmungsgeiste hier eröffnet! Ich muß sagen: Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

Sämmtliche Importartikel mit Ausnahme der Spirituosen sind nach dem am 20. December 1885 zwischen dem Deutschen Reiche und dem Sultan von Sansibar abgeschlossenen Freundschafts- und Handelsvertrage mit 5% Zoll ad valorem belegt. Spirituosen mit einem Alkoholgehalt von 20% und darüber

können mit einem Zoll bis zu 25% ad valorem belegt werden. Als Werth der zu verzollenden Waaren und Güter soll der jeweilige Marktwerth derselben in Sansibar maßgebend sein. Der Zoll kann in Münze oder in natura entrichtet werden. Gänzlich vom Zoll befreit sind: Transitgüter (doch nicht hinsichtlich des deutschen Schutzgebiets), alle für die Kaiserlich deutschen Kriegsschiffe anlangenden Waaren und Artikel, sowie, in Bezug auf das deutsche Schutzgebiet, landwirthschaftliche Maschinen und Geräthe, alles Material zum Wegbau, zur Anlage von Tram- und Eisenbahnen, sowie sämmtliche Transportmittel.

Die Exportartikel unterliegen hinsichtlich der Verzollung einem besondern Specialtarif. Es soll für dieselben gleichgültig sein, ob sie aus dem Sultanat oder aus den westlich davon belegenen Gebieten (deutsches Schutzgebiet) stammen. Ausdrücklich ist jedoch stipulirt, daß solche Artikel, die in dem Specialtarif nicht erwähnt sind (z. B. Baumwolle, Kaffee) von jedem Zoll befreit sein sollen. Weitere Zuschlagabgaben dürfen überhaupt unter keiner Form erhoben werden.

Der Specialtarif lautet wie folgt:

Specialtarif.

Elfenbein, Kopal, Gummi.	15%	ad valorem
Nelken	30 „	„
Sesam	12 „	„
Orseille (Ursprung zwischen Kismaju und Worscheh)	5 „	„
Orseille, andere	10 „	„
Taback anfangs 25%, jetzt	5 „	„
Häute.	10 „	„
Rhinocerushörner und Hippopotamuszähne	10 „	„
Schildpatt	10 „	„

Kaurimuscheln . . . . . 5% ad valorem
Pfeffer . . . . . 10 „ „
Erdnüsse . . . . . 10 „ „
Mais, Mtama, Mawele[1] und ähnliche Korn- und Hülsenfrüchte . . . . . 35 Cents für die Chisla zu 360 Pfd.
Reis, unenthülst . . 25 „ „ „
Schiroko[2] . 1 Doll. 10 „ „ „
Kamele 2 Dollars, Pferde 10 Dollars, Rindvieh 1 Dollar, Schafe und Ziegen 25 Cents per Stück.

Nach spätern Remonstrationen ist der ursprünglich im Specialtarife festgesetzte Zoll von 25% für Taback vom Sultan durch Verzichtleistungserklärung vom 21. Mai 1886 auf 5% ermäßigt worden.

In jeder Weise sind die Bestimmungen dieses Vertrags als für den deutschen Handel und die Entwickelungsfähigkeit der Colonien günstige zu bezeichnen. Wenn es einmal nöthig ist, den Sultan in seinen Rechten und Besitzungen, besonders hinsichtlich der Küste des afrikanischen Festlandes, anzuerkennen, so kann der einzige Weg für eine deutsche Politik nur der sein, den erstern selbst für die Entwickelung der deutschen Colonialgebiete zu interessiren. Dies geschieht, indem man ihm sowol an der Ein- als theilweise auch an der Ausfuhr einen Zollertrag sichert. Je größer der Umsatz, desto größer wird der Ertrag der Zölle. Und da der Sultan thatsächlich in erster Linie kaufmännischen Tendenzen, der Tendenz des Geldverdienens, huldigt, so darf bei sonstigem normalen Vorgehen an dem Erfolge nicht gezweifelt werden. Würde man darauf bestanden haben, den Transit ganz von Zöllen zu befreien oder aber besondere Transitzölle zu vereinbaren, so würden unendliche Scherereien die Folge gewesen sein, ganz abgesehen von den natürlichen Schwierigkeiten, die in der Etablirung einer Zollgrenze auf dem Festlande liegen würden.

---

[1] Dem Mtama ähnliches Negerkorn. [2] Einheimische Erbsenart.

Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft steht bekanntlich mit dem Sultan in Unterhandlung wegen Uebernahme der Zollerhebung an der gesammten Küste, von Mombas bis hinunter an die portugiesische Grenze, gegen eine feste jährliche Pachtsumme, eventuell unter gleichzeitiger Bewilligung einer Tantième bei einem sich steigernden höhern Ertrage. Wenn dieses Abkommen perfect wird, woran wol nicht zu zweifeln, so ist damit wieder ein bedeutender Schritt vorwärts gethan. Die Stellung des deutschen Unternehmens wird dadurch in den Augen der Eingeborenen ganz ungemein gewinnen, und man wird außerdem in der Lage sein, den einzig natürlichen Entwickelungsgang zu verfolgen: seine Stellung erst an der Küste zu befestigen und von dieser festen Basis aus dann allmählich in das Innere vorzudringen. Das ist der Grundfehler des Kongostaates, daß seine Entwickelung nicht an der Küste, sondern mitten im Innern beginnen soll.

An dieser Stelle mögen auch die Münz- und Bankverhältnisse Sansibars noch eine kurze Berücksichtigung finden.

Die Rechnungsmünze im Großhandel ist der Silberdollar zu 100 Cents. Es ist Usus geworden, einen fixen Curs von 47 Dollars auf 100 indische Rupien zu rechnen. Im wirklichen Verkehr existirt der Dollar nicht, obgleich immerhin einige Hunderttausende in den Kisten und Kasten der Inder vorhanden sein mögen. Cents gibt es gar nicht.

Die cursirende Münze ist die indische Rupie, ungefähr 1 M. 60 Pf. unserer Rechnung entsprechend, sowie der kupferne Pesa (1 Rupie = 16 Anna = 64 Pesa). Silberne 8, 4 und 2 Anna-Stücke sind ebenfalls vorhanden, aber nur in geringen Mengen, sodaß fast jeder Betrag unter 1 Rupie in Kupfer bezahlt werden muß.

Im vorigen Jahr hat der Sultan 10000 Stück vor 10 Jahren in Frankreich für ihn geprägte Silberdollars auf den Markt geworfen, die aber ihrem Feingehalte nach zu dem von ihm festgesetzten Curse von 5 Dollars = 12 Rupien unterwerthig

waren und daher hinsichtlich der Annahme bei den europäischen Häusern auf Widerstand stießen. Sie dürften allmählich wieder aus dem Verkehr verschwinden.

Von englischem Gold möchten in Sansibar circa 100000 Pfd. St. vorhanden sein, von denen vielleicht 15000 circuliren; das übrige ruht in den Geldkisten reicher Inder und Araber. Der Goldbestand nimmt in Sansibar hauptsächlich durch die Zufuhr der englischen Kriegsschiffe langsam zu. Angesichts der bedeutenden Silberentwerthung in der letzten Zeit ist auch der Preis des Goldes bedeutend gestiegen. Gegen Ende 1885 stand das Pfd. St. auf $12^1/_2$ Rupien, jetzt schwankt es zwischen $13^1/_2$—14 Rupien. Banknoten existiren kaum; nur durch die englischen Kriegsschiffe gelangen ab und zu geringe Beträge auf den Markt.

Am Platze werden Zahlungen stets in Rupien geleistet Für auswärts kommen in Betracht: Wechsel der exportirenden europäischen Häuser, Wechsel der verschiedenen Consuln auf die diesbezüglichen Legationskassen, Wechsel auf die englische, resp. auf die deutsche Regierung, von den Kriegsschiffen gezogen, Wechsel der verschiedenen Missionen, besonders der englischen, sowie gelegentlich englische Banknoten. Neuerdings kommen noch die Wechsel der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft hinzu.

Eine weitere Möglichkeit zur Anschaffung von Zahlungsverbindlichkeiten nach außen bietet die in den Händen von Hansing & Comp. befindliche Agentur der Chartered Bank of India, Australia and China, sowie die in den Händen von William O'Swald & Comp. liegende Vertretung der Deutschen Bank. Der Geschäftsumschlag der Agentur der Chartered Bank of India, Australia and China wurde von anderer Seite auf $1^1/_2$ Mill. Mark geschätzt.

Der Credit spielt, wie schon an anderer Stelle erwähnt, in Sansibar eine hervorragende Rolle. Es gehört aber eine genaue Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse dazu, um die

Creditwürdigkeit dieser oder jener Person beurtheilen zu können.

Der Normalzinsfuß ist sehr hoch: 8% pro Jahr, 4½ auf 6 Monat. Prima-Inder sollen von ihresgleichen auch zu 5% Geld erhalten können.

Ein Hypothekenwesen existirt auf Sansibar auch nicht in den bescheidensten Anfängen, wie überhaupt eine den europäischen Verhältnissen entsprechende Rechtsordnung in der Verwaltung des Sultans ganz unbekannt ist. Wenn es ihm beliebt, wird er irgendeinen seiner Unterthanen wegen der Forderung eines andern ohne weiteres exmittiren und letzterem das Hab und Gut zusprechen; wenn es ihm beliebt, auch nicht.

Vorschüsse gegen Verpfändung von Waaren kommen kaum vor; der Zinsfuß beträgt auch hier 8 Proc.

Im allgemeinen ist der Wohlstand, besonders der arabischen Bevölkerung, sehr zurückgegangen, was zum Theil auf die Abschaffung des Sklavenhandels zu schieben ist. Denn wenn auch die Sklaverei thatsächlich noch existirt, so hat sich doch die Zahl der Sklaven ganz bedeutend gemindert. So werden die Pflanzungen und Landgüter aus Mangel an Arbeitskräften schlecht bewirthschaftet, die Production der verschiedenen Artikel wird theurer und unergiebiger. Der Werth der Pflanzungen, selbst der Nelkenplantagen, ist um ein ganz Bedeutendes gefallen, und ein Areal von etwa 15 Morgen, das früher das Doppelte und Dreifache kostete, wird jetzt für 3000 Dollars angeboten.

Wenden wir nun zum Schluß den Verkehrsmitteln Sansibars mit der übrigen Welt noch einige Aufmerksamkeit zu.

Die British India Steam Navigation Company unterhält eine regelmäßige vierwöchentliche Verbindung von Bombay über Aden nach Sansibar und Mozambique und vice versa. Die europäische Post gelangt in Aden an Bord und brauchen Sendungen von Brindisi bis Sansibar mindestens 20 Tage.

Die British India Line hat nämlich auf der Linie Bombay-Mozambique nur alte ausrangirte Schiffe eingestellt, die im besten Falle acht Knoten laufen und wodurch es kommt, daß die Fahrt Aden-Sansibar 11—13 Tage dauert.

Die Schiffe der Messageries maritimes liefen früher von Sansibar über Mozambique nach Madagaskar (Westküste), Mayotte, Madagaskar (Ostküste), Bourbon und vice versa. Schon im vorigen Jahre war jedoch beschlossen worden, diese Linie bis nach Aden auszudehnen, und die französische Deputirtenkammer hat auch die dazu geforderte Subvention bewilligt. Die Ausführung hat aber bisjetzt noch auf sich warten lassen.

Eine dritte Schiffsverbindung existirt zwischen Sansibar und Bombay direct und zwar durch die Dampfer des Sultans, die ziemlich regelmäßig alle vier Wochen gehen. In unregelmäßigen Zwischenräumen ist Verbindung mit Calcutta und mit den Comoren-Inseln.

Sowol die englische wie die französische Linie genießen Subvention. Die englische rentirt, die französische nicht.

In neuerer Zeit ist wieder sehr viel die Rede von einer deutschen subventionirten Dampferlinie nach Ostafrika. In maßgebenden Kreisen wird eine Linie Triest-Sansibar oder Aden-Sansibar befürwortet. Es sei an dieser Stelle doch darauf hingewiesen, daß ein derartiges Project durchaus verfehlt erscheint. Es klingt ja ganz hübsch, wenn man sagt, daß eine deutsche Dampferlinie immer das Bestreben haben müsse, den Handel Ostafrikas von Indien abzudrängen! Dem muß auch im Principe selbstverständlich beigepflichtet werden. Aber immerhin kann man doch nicht soweit gehen, diesem Princip von vornherein die Prosperität eines Unternehmens zu opfern.

Eine Linie Sansibar-Aden würde vorläufig, ehe nicht wenigstens die erwarteten Ballen Baumwolle und Taback von den deutschen Colonien geliefert würden, nie rentiren.

Auch der Sultan hat vor einigen Jahren einmal versucht, seine Schiffe nach Aden laufen zu lassen, diesen Versuch aber nach den ersten Misserfolgen schleunigst wieder aufgegeben.

Wenn man Amerika außer Betracht läßt, so ist Ostindien sowol im Import wie im Export gut zur Hälfte an dem Handel Sansibars betheiligt. Von der andern Hälfte fallen drei Achtel auf England und das letzte Achtel auf den gesammten Verkehr mit den übrigen Ländern, Deutschland eingeschlossen.

Diese Sachlage weist also mit zwingender Nothwendigkeit darauf hin, Indien mit in den Kreis dieser Dampferlinie zu ziehen. Immer mag und wird der deutsche Kaufmann dabei bestrebt sein, gerade den Handel mit dem Mutterlande auszudehnen. Aber dieses Bestreben ist auch Sache des Kaufmanns, nicht eines davon getrennt bestehenden Unternehmens, das sich doch unmöglich ohne jede Aussicht auf Erfolg in den Dienst einer derartigen idealen Theorie stellen kann.

Hält man sich bei einer eventuellen Subventionirung einer ostafrikanischen Dampferlinie direct an das englische Vorbild Bombay-Aden-Sansibar und vice versa, so kann eine Rentabilität kaum zweifelhaft sein. Wenigstens würde es unter den augenblicklichen Verhältnissen wol nicht schwer fallen, die englische Concurrenz aus dem Felde zu schlagen. Bietet die deutsche Dampferlinie in der Höhe der Frachtsätze dasselbe, in der Geschwindigkeit und Güte der Schiffe aber etwas mehr, so dürfte es nicht allzu schwierig sein, die indische Kundschaft, die ja ausschlaggebend ist, zu gewinnen. Der Inder ist nur Kaufmann; politische Erwägungen existiren auf diesem Gebiete für ihn nicht. Die überhaupt von einer solchen Dampferlinie zu erwartenden Vortheile, die Hebung des deutschen Ansehens und Handels, würden auf diese Weise ebenso gut erzielt.

Im Schoße der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft hat

man sich ferner entschlossen, einen kleinen Dampfer regelmäßig zwischen den verschiedenen Küstenpunkten Pangani, Saadani, Bagamojo, Dar-es-Salaam u. s. w. und Sansibar laufen zu lassen, um auf diese Weise einen billigern und sicherern Frachtverkehr zwischen Sansibar und dem Festlande herzustellen. Bei vernünftiger Leitung dürfte dieses Unternehmen entschieden Aussicht auf Erfolg haben.

8. Meteorologische, klimatische und gesundheitliche Verhältnisse.

Monsun. — Meteorologische Verhältnisse im allgemeinen. — Jahreszeitenwechsel. — Temperatur. — Hoher Wasserdampfgehalt der Luft. — Ueppige Vegetation. — Spaltpilze. — Fieber. — Erkrankungen des Magens und des Darmtractus. — Dysenterie. — Hautkrankheiten. — Rother Hund. — Geschwüre und Wunden. — Sonnenstich. — Pocken. — Specifische Krankheiten. — Augenkrankheiten. — Elephantiasis. — Heilkünste der Araber und Neger. — Zaubermittel. — Der „Pepo". — Kleidung des Europäers. — Allgemeine Regel.

Sansibar liegt ungefähr unter dem 6.° südl. Breite innerhalb der Region der Monsuns.

Die Monsuns sind Winde analog den Passaten, welche in regelmäßigen Zeiträumen wechselnd das ganze Jahr hindurch wehen. Vom April bis October herrscht der stärkere Südwest, vom November bis März der schwächere Nordostmonsun. Der jedesmalige Wechsel der beiden Winde ist durch eine kurze Zeit der Windstille unterbrochen.

In jeder Weise ist der Gürtel der Tropen durch eine außerordentliche Regelmäßigkeit im Verlaufe der Witterung charakterisirt, indem sowol der Luftdruck als auch die Temperatur nur unbedeutenden Schwankungen unterworfen sind. Man kann sagen, daß die mittlern Temperaturen des wärmsten und kältesten Monats am Aequator nur 1—5° R. voneinander abweichen. Diese Thatsache resultirt hauptsächlich daraus, daß sowol die Sonnenhöhe und damit die Kraft der Sonnenstrahlung als auch die Länge der Tage im ganzen Jahre nur

geringe Unterschiede aufweisen. Ein Wechsel der Jahreszeiten analog unserm Sommer und Winter existirt nicht. Vielmehr heben sich viel schärfer eine nasse und eine trockene Zeit voneinander ab, die auch in ihren Beziehungen und Einwirkungen auf den Menschen und die Natur die gleiche Wichtigkeit wie unser Sommer und Winter beanspruchen können.

Solange in der Tropenzone der Passat oder der Monsun weht, herrscht heiterer Himmel und Trockenheit. Wenn aber die Sonne ihren höchsten Stand erreicht, erstirbt der Passat und schwache wechselnde Winde treten an seine Stelle. Die untern Schichten der Atmosphäre werden dann besonders stark erwärmt, und mit Wasserdämpfen gesättigt steigt die Luft in starken Strömungen nach oben. In den kältern Schichten alsbald condensirt, fallen die Wassertheilchen als schwere Regen wieder zu Boden.

An jedem Orte der Tropenzone steht die Sonne im Jahre zweimal im Zenith, in Sansibar am 4. März und am 9. October. So werden sich auch überall zwei Regenzeiten bemerkbar machen, wenigstens solange als durch die zeitlich große Annäherung der beiden Zenithstände beide Regenzeiten nicht zu einer verschmelzen, was an den äußern Rändern der Zone der Fall ist. Immerhin sind aber die Regen auch noch von andern localen Umständen, von der Nähe des Meeres oder weiter Landstrecken, von hohen Gebirgen u. s. w. beeinflußt. In dem vom Meere umspülten Sansibar und auch in Gebirgsländern wie Usambara sind Regengüsse selbst außerhalb der eigentlichen Regenzeit durchaus nicht selten, während sie in den weiten Steppen und Hochebenen des Continents zu den größten Ausnahmen gehören.

Man unterscheidet in Ostafrika eine große Regenzeit, ungefähr im April und Mai, und eine kleine ungefähr im October. Die große Regenzeit repräsentirt zugleich die Zeit der größten Kühle. Die Temperatur steigt hierauf allmählich bis zum Eintritt der kleinen Regenzeit, um nach einer kurzen Abkühlung

dann in den Monaten Januar, Februar und März die größte Höhe zu erreichen. In letzterer Periode ist auf dem Continente alles verdorrt, und ringsum lodern die Brände in den Steppen, theils dem Zufalle, theils der Absicht der Eingeborenen ihre Entstehung verdankend. Die große Regenzeit ist die Epoche des Frühlings; alles sproßt und grünt, die Vögel bauen ihre Nester und zahllose Insekten freuen sich ihres kurzen Lebens.

Wenn nun aber auch die große Regenzeit als die kalte im Gegensatz zu der trockenen heißen Zeit des Jahres bezeichnet werden kann, so sind dennoch die Temperaturunterschiede, wie schon oben erwähnt, sehr unbedeutend.

Die mittlere Jahrestemperatur in Sansibar beträgt circa 22,5° R. (in Berlin 7° R.) Die Mitteltemperaturen des wärmsten und kältesten Monats weichen kaum mehr wie 2° R. voneinander ab, während bei uns dieser Unterschied 13° R. beträgt. Ein Thermometerstand von 22,5° R., wie er als das Mittel angenommen werden kann, ist auch bei uns im Sommer nicht selten zu beobachten. Aber es ist auch nicht die Hitze an sich, welche den Aufenthalt in den Tropen auf die Dauer so unerträglich macht; es ist vielmehr die Beständigkeit dieser Temperatur, wozu dann eventuell noch der außerordentlich hohe Wassergehalt der Luft als besonders erschwerend hinzutritt.

In den gemäßigten Zonen ist ein hoher Hitzegrad sehr gut zu ertragen, da die nächsten Tage, ja schon die Nächte wieder kühler sind. Aber in den Tropen gibt es derartige Schwankungen nicht. Tag und Nacht, Wochen und Monate, jahraus, jahrein, herrscht nahezu die gleiche Temperatur. In Sansibar zeigt das Thermometer in der Regenzeit zwischen 20° und 24° R., in der trockenen zwischen 22° und 26° R. Größere Schwankungen gehören zu den Ausnahmen.

In den Küstendistricten des Continents herrschen ziemlich die gleichen Verhältnisse, während sich dieselben weiter im Innern auf den Hochebenen, sowie in den Gebirgen, natürlich wesentlich anders gestalten. Tägliche Temperaturschwankungen

von 15° und mehr sind dort durchaus keine Seltenheiten. Ich erinnere mich, daß in den 1000—1500 m hohen Gebirgen von Usambara die Temperatur nicht selten mittags 27° R. und nachts nur 16° R. betrug. Auf dem Gipfel des 2650 m hohen Vulkans der Insel Gr. Comoro herrschte nachts sogar nur eine Temperatur von 3° R.

Gegen solche Schwankungen ist man in den Tropen natürlich in noch ganz anderer Weise empfindlich als in den gemäßigten Zonen, indem man thatsächlich schon friert, wenn die Temperatur nur von 24° auf 20° R. sinkt. In den Gebirgen von Usambara, bei einer Temperatur von 16°, zitterten meine Leute vor Frost, und auch ich hatte des Nachts genug zu thun, um mich unter zwei wollenen Decken etwas warm zu halten. Bei jener Besteigung des Vulkans von Comoro hatte ich meine wenigen Sansibardiener vorher mit meinen eigenen Kleidungsstücken ausgerüstet. Aber als bei 8° R. noch ein feiner Regen einsetzte, erklärten sie einstimmig, zurückbleiben zu müssen, da andernfalls ihre Beine und Füße erfrieren würden. Diese gesteigerte Empfindlichkeit bei Regen ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß die auf die Haut gefallenen Tropfen bei ihrer Verdunstung dem Körper Wärme entziehen.

Hinsichtlich der Sensibilität gegenüber geringen Temperaturschwankungen überhaupt ist zu bedenken, daß der Körper in den Tropen thatsächlich in gewisser Weise verweichlicht wird, daß aber andererseits auch die dünne Kleidung und vor allem der hohe Wasserdampfgehalt der Luft das ihrige dazu beitragen. Wo letztere Bedingungen fehlen, also auf den trockenen Hochebenen des Continents, wird man bei richtig angepaßter Kleidung auch weniger durch Temperaturwechsel zu leiden haben.

Der relativ wie absolut hohe Wasserdampfgehalt der Luft, wie er in den Küstenregionen und während der Regenzeit auch im Inland vorhanden ist, übt auf den menschlichen

Organismus einen ganz bedeutenden Einfluß aus. Er ist es allein, der das Gefühl der erschlaffenden, drückenden Schwüle hervorbringt, er ist der eigentlich entnervende Factor des Tropenklimas. Bei trockener Luft werden selbst höhere Temperaturen viel leichter ertragen. Der hohe Wasserdampfgehalt der Luft, der in Sansibar ziemlich unverändert 80 Proc. beträgt, hemmt und hindert die für das Wohlbefinden des Körpers so außerordentlich wichtige Ausdünstung der Hautoberfläche sowol wie der Athmungsorgane. Durch jene Verdunstungen wird dem Körper die Wärme entzogen, die als Nebenproduct der physiologischen Functionen in ihm entsteht. Ist dieser Vorgang, d. h. also die Regulirung der Eigenwärme des Körpers, erschwert, so werden tiefgreifende Rückwirkungen die unausbleibliche Folge sein.

Die Muskelarbeit erzeugt ebenfalls Wärme, und da auch hier Stockungen in der Regulirung eintreten, so erscheint uns die Arbeit in der Tropenzone viel anstrengender als in der gemäßigten. Nach der kleinsten Thätigkeit fühlen wir uns wie in Schweiß gebadet, indem die dabei eintretende stärkere Transspiration nicht durch Verdunsten ihren Weg in das umgebende Medium finden kann.

Es ist ohne allen Zweifel, daß für die richtige Beurtheilung der Einwirkung des Tropenklimas auf den Europäer eine hohe Dampfspannung der Atmosphäre in allererster Linie in Betracht zu ziehen ist. Von den verschiedensten Seiten sind auch bereits Vorschläge zur Paralysirung der aus jenem hohen Feuchtigkeitsgehalte der Luft resultirenden übeln Folgen gemacht worden. Man meint, ebenso wie man in unserm kalten Klima den Körper künstlich erwärme, müsse man ihn in dem feuchtheißen der Tropen künstlich erkälten, was man ja schon erreichen würde, wenn man die Luft ihres hohen Wasserdampfgehaltes beraubte und so dem Körper die Wärme absorbirende Ausdünstung ermöglichte. Daß die feuchte Hitze ihre verderblichen Wirkungen nicht allein auf die Europäer, sondern auch

auf andere Völker ausübt, zeigt schon ein Vergleich zwischen den Arabern Sansibars und ihren Brüdern in den heißen, aber trockenen Wüstenländern Arabiens und Nordafrikas.

Die Pflanzen dagegen sind es, die in dem feuchtwarmen Klima auf das üppigste gedeihen, wenigstens insoweit als die jeweiligen Boden- und Bewässerungsverhältnisse überhaupt eine starke Vegetation gestatten. Je fruchtbarer der Boden an sich, je feuchter derselbe durch häufige Niederschläge oder durch natürliche Wasseradern erhalten wird, eine um so reichere und kräftigere Vegetation wird derselbe tragen. Aber diesen gewaltigen Baumriesen, diesem undurchdringlichen Gestrüpp und den mächtigen Lianen steht eine andere Welt, eine Welt von mikroskopisch kleinen pflanzlichen Gebilden zur Seite, die ebenfalls Feuchtigkeit, Wärme und geeignete Bodenverhältnisse zu ihrer Entwickelung gebrauchen. Man hat ihnen den Namen der Spaltpilze gegeben. In trockenen Sandgegenden, in öden, wasserlosen Steppen, in nackten, steinigen Gebirgen finden sie nicht die Bedingungen zu ihrer Existenz; aber dort, wo das Wasser in den Steppen sich zu kleinen Teichen ansammelt, in den weiten Ebenen und Niederungen, die von zahlreichen Wasseradern durchzogen werden, in den Thälern der Flüsse und Ströme, die von langgedehnten Waldstreifen oder von mächtigen Sümpfen und Morästen erfüllt sind, dort wachsen und gedeihen sie, und erfüllen auch die Luft mit ihren verderbenbringenden Keimen. Denn verderbenbringend sind sie, diese Keime, da sie auf Kosten der menschlichen Gesundheit, ja selbst der menschlichen Existenz, sich zu vermehren und auszubreiten bestrebt sind. Mit dem Trinkwasser, durch genossene Früchte, ja selbst mit der eingeathmeten Luft gelangen sie in das Innere des Körpers und erzeugen hier, falls derselbe geschwächt und erschöpft, durch ihre unendliche Vermehrung die gefährlichsten Krankheiten: Typhus, gelbes Fieber, Dysenterie, Cholera, Malaria u. s. w.

Solange der menschliche Körper sich in normalem, intactem

Zustande befindet, solange besitzt er die Fähigkeit, der Ausbreitung jener Krankheitskeime Widerstand entgegenzusetzen. Ist er jedoch durch Strapazen und Entbehrungen aller Art angegriffen und geschwächt, so verliert er diese Fähigkeit mehr und mehr, bis er schließlich von seinen winzigen Gegnern vollständig überwältigt und ihm dadurch die Möglichkeit der weitern Existenz genommen wird.

Diejenigen jener Krankheitsformen, die in Ostafrika eine hervorragende Rolle spielen, sind die Dysenterie und die Malaria.

In der Stadt Sansibar selbst sind beide Erkrankungen nicht besonders zu fürchten. Jedenfalls kann sich ein Europäer bei vernünftiger Lebensweise jahrelang dort aufhalten, ohne auch nur einen einzigen Fieberanfall zu bekommen. Und genau das Gleiche gilt von der Dysenterie. Andererseits ist aber die Insel hinsichtlich des Fiebers doch nicht als immun zu bezeichnen, da das Innere zahlreiche Sümpfe und Moräste birgt, die sich als bösartige Fieberheerde erweisen. Eine kräftige Natur jedoch, die sich von allen Extravaganzen fernhält, den Fuß nicht an die Küste des Festlandes setzt und auch niemals eine Nacht außerhalb des Hauses auf der Insel zubringt, wird im allgemeinen vom Fieber befreit bleiben.

Ganz anders sieht es auf dem Festlande aus. Wer dasselbe einmal betreten hat, ist dem Fieber verfallen, mag der erste Anfall nun Tage, Wochen oder Monate auf sich warten lassen. Selbst wenn man sich nur kurze Zeit, z. B. zu Jagdzwecken, dort aufhält, ist es im allgemeinen die Regel, daß man wenige Tage nach der Rückkehr nach Sansibar ein kleines Fieber bekommt. Doch sind Ausnahmen häufig und die ganzen Fiebererscheinungen meist auch auf einen einzigen leichten Anfall beschränkt. Der Reisende, der Colonist jedoch muß mit dem Fieber rechnen und sich mit ihm so gut als möglich abzufinden suchen. Der eine wird mehr, der andere weniger damit zu kämpfen haben, je nach Anlage und Constitution,

nach günstigern oder ungünstigern localen Verhältnissen. Am schlechtesten steht natürlich der Reisende, der sich allen möglichen Strapazen und Entbehrungen aussetzen muß, der unter einer glühenden Sonne und im strömenden Regen, durch Sümpfe und Flüsse, bei schlechter Nahrung und beständigem Aerger und Kampf mit seiner Umgebung seinen Weg suchen muß. Auch in einem minder ungünstigen Klima könnten und würden da Erkrankungen nicht ausbleiben.

Der erste Fieberanfall verläuft niemals tödlich! Dies ist ein Wort, welches man häufig aussprechen hört und womit es auch wol seine Richtigkeit hat. Denn erst allmählich büßt der Körper durch zunehmende Schwäche und Erschöpfung seine Widerstandsfähigkeit ein; im Anfange ist er noch stark genug, die Erkrankung zu überwinden. Ebenfalls hört man es häufig als Wahrheit aussprechen, daß es für das Individuum durchaus nicht vortheilhaft wäre, möglichst lange von dem Fieber verschont zu bleiben, da, je später der erste Anfall einträte, desto heftiger er sei. Auch dies läßt sich ohne Schwierigkeit erklären. Falls günstige locale Umstände den unter den allgemeinen Einwirkungen des Tropenklimas dennoch leidenden Körper vor einer Infection mit Fieberkeimen geschützt haben, so wird bei einer spätern Aufnahme dieser Krankheitserzeuger deren Wirkung gleich eine viel heftigere sein, da ja der Boden für ihre Vermehrung innerhalb des Körpers schon ein günstigerer geworden ist.

Was den Verlauf der Krankheit an sich betrifft, so dürfte derselbe genügend bekannt sein. Dem eigentlichen Anfall geht eine allgemeine Müdigkeit und Erschlaffung voraus, mit der Neigung, zu gähnen und sich zu dehnen. In den Extremitäten empfindet man ein eigenthümliches Ziehen, die Augen werden brennend und der Kopf allmählich eingenommen und schwer. Spätestens 24 Stunden darnach ist das Fieber zum Ausbruch gekommen. Ein Stadium des Frostes, welches jedoch nur bei sehr schweren Anfällen in einen wirklichen Schüttelfrost über-

geht, bildet die Einleitung. Dann steigt die Temperatur allmählich bis auf vielleicht 39° C., um nun ziemlich rapid den Höhepunkt von 40—41°, in seltenern Fällen auch fast 42° zu erreichen. Mit dem Ausbrechen eines starken Schweißes sinkt die Temperatur dann mehr und mehr, um schließlich meist für einige Stunden um den Normalpunkt zu schwanken. Dieser, als ein einzelner Anfall zu bezeichnende Fieberverlauf nimmt ungefähr den Zeitraum von 24 Stunden ein. Das Spiel beginnt darnach von neuem, denn ein nur eintägiges Fieber ist wenigstens meinen Erfahrungen nach außerordentlich selten; eine zweitägige Dauer ist die Regel. Sehr häufig, besonders bei Personen, die schon viele Anfälle überstanden, gesellt sich dem Hitzestadium noch eine außerordentliche Uebelkeit hinzu, die durch Erbrechen ihren äußerlichen Ausdruck findet. Gewöhnlich sind es große Mengen von Galle, die dabei entleert werden.

Fieber, die länger als ein paar Tage dauern, gehören zu den schwerern, obgleich auch bei ihnen meist nicht directe Lebensgefahr vorliegt, solange nicht zu fürchten ist, daß der Körper an Erschöpfung zu Grunde geht.

Die schwersten, die perniciösen und biliösen Formen, treten von vornherein in heftigerer Weise auf. Die Temperatur steigt sofort bedeutend und erhält sich auf der Höhe, der Kranke verliert das Bewußtsein und verfällt in Delirien. Tritt noch ein Zerfall der Blutkörperchen (hämatogener Icterus) hinzu, was sich in Hämaturie und dem Erbrechen dunkler, blutiger Massen documentirt, so tritt der Tod meist sehr bald ein. Mir selbst sind zwei Fälle erinnerlich, wo derselbe innerhalb 24 Stunden erfolgte und zwar bei Personen im kräftigsten Mannesalter, die sich erst wenige Monate im Lande aufhielten.

Nach diesen Darstellungen möchten vielleicht vielen die Verhältnisse zu schwarz erscheinen. Ich will daher noch hinzufügen, daß man dem Fieber bei einiger Vorsicht und einigem Glück dennoch lange Zeit Widerstand leisten kann. Nicht daß

man demselben überhaupt entgehen könnte, aber man kann doch viele Anfälle überstehen, ehe wirklich dauernde schwere Folgen für den Körper eintreten. Ich selbst habe es während meines anderthalbjährigen Aufenthalts, der mit großen Strapazen und unendlichem Aerger verbunden war, auf 42 Anfälle gebracht und dennoch keine dauernden Nachtheile davongetragen. Aber ein Lotteriespiel bleibt ein Aufenthalt im tropischen Ostafrika allerdings immer!

Ganz leichte Formen, die nur als Kopfweh bei etwas gesteigerter Temperatur (analog unserm Schnupfenfieber) auftreten und die es gestatten, dennoch seinen Geschäften nachzugehen, sind hier nicht erwähnt worden. Ich bemerke dies nur, da mir vor kurzem eine im übrigen sehr hübsche und verdienstvolle Schrift von Gustav Leipoldt [1] in die Hände fiel, in welcher diese Art des Fiebers, bei welcher man „mit seinen Freunden singen und scherzen könnte", als die gewöhnliche hingestellt wurde.

Im allgemeinen scheinen die in Ostafrika herrschenden Fieber nicht den typisch intermittirenden, sondern mehr den atypischen Formen anzugehören; wenigstens sind mir Fälle, wo regelmäßig nach einem bestimmten fieberfreien Zeitraum zu einer bestimmten Stunde ein neuer Anfall einsetzte, nur als Ausnahme zu Gesicht gekommen. Die genauesten Beobachtungen habe ich natürlich an mir selbst gemacht und kann da nur constatiren, daß die Intervalle durchaus unregelmäßige waren: 3, 7, 10, 14 Tage und mehr. Zu allen Tageszeiten setzte der Anfall ein; bei mir allerdings mit Vorliebe des Morgens. Das Thema der sogenannten verkappten Fieber mag hier unerörtert bleiben, da ich kaum in der Lage war, darüber Beobachtungen anzustellen. Vicariirende Neuralgien scheinen nicht vorzukommen.

---

[1] „Die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima und die Mittel zu deren Abwehr" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1887).

Was nun die Mittel zur Bekämpfung des Fiebers anlangt, so haben wir das Chinin, das aber doch weit davon entfernt ist, wie man es so häufig nennen hört, ein Radicalmittel zu sein. Radicalmittel gegen das Fieber gibt es, wenigstens bisher, nicht. Denn trotz des Chinins wird man überall vom Fieber befallen, und trotz des Chinins wird man unter Umständen am Fieber zu Grunde gehen. Andererseits steht es natürlich fest, daß das Chinin eine bedeutende Wirkung auf das Fieber auszuüben vermag, wenigstens insoweit, als es sich um eine Herabminderung der Temperatur handelt. Ob die Wirkung dagegen auch eine directe auf die das Fieber verursachenden miasmatischen Keime ist, dürfte zum mindesten zweifelhaft sein, und ist daher der prophylaktische Gebrauch des Chinins von höchst problematischem Werthe. Da nun außerdem das Chinin bei fortgesetztem Gebrauche sehr wesentlich den Magen beeinflußt und auch noch an individueller Wirksamkeit verliert, so sollte man mit dem Medicament immerhin vorsichtiger sein, als es zumeist der Fall ist. Man hört es häufig aussprechen, daß in fieberreichen Gegenden das Chinin sich, wie bei uns das Salzfaß, auf jedem Tische befände, und jeder sich nach Belieben bedienen könnte. Die dieser Anekdote zu Grunde liegende Tendenz ist doch wol nicht als die richtige zu bezeichnen! Chinin ist und bleibt ein Arzneimittel und darf auch nur als solches mit genügendem Verständniß seines Charakters und seiner Wirkungen angewendet werden.

Ich habe es stets so gehalten, daß ich beim Eintreten des Anfalls $^1/_4$ — $^1/_2$ g Chininum sulphuricum zu mir nahm, dann, sobald ich das rapide Steigen der Temperatur constatirte, wiederum 1—2 g, um schließlich beim Nachlassen des Anfalls nochmals $^1/_4$—$^1/_2$ g zu verschlucken. Diese Quantität von $1^1/_2$—3 g ist für unsere Verhältnisse eine ziemlich bedeutende zu nennen; aber mit einem geringern Quantum dürfte man in den meisten Fällen keine ersprießliche Wirkung

erzielen. Da das Chinin in sauern Flüssigkeiten leichter löslich ist, so empfiehlt es sich, gleichzeitig etwas Citronsäure, Limonade oder dgl. zu sich zu nehmen. Wegen des übeln Geschmacks hüllt man die abgewogenen Quantitäten in Oblaten oder Gelatinekapseln ein, oder aber, und dies scheint mir das bei weitem einfachste und praktischste, man formt aus dem Chinin mit Hülfe von etwas Gummi oder einem andern unschuldigen Klebestoff kleine Pillen, die dann, überpudert, ohne alle Schwierigkeit verschluckt werden können.

Von weitern Fiebermitteln möge hier noch das neuerdings sehr in Aufnahme gekommene Antipyrin (Dimethyloxychinicin) erwähnt werden. Salicylsäure erweist sich meist unwirksam. Wenn irgend möglich, sollte man bei hochgradigen, gefährlichen Fiebern auch äußerliche Abkühlungen in Form von kalten Vollbädern oder wenigstens Einwickelungen in nasse Laken, Eisbeutel u. s. w. nicht unversucht lassen. Will man auch prophylaktisch vorgehen, so dürften sich Arsenpräparate am ehesten dazu eignen. Unter Umständen mag man auch Chinawein, Eisenpräparate u. s. w. verabreichen.

Je häufiger jemand am Fieber gelitten hat, desto leichter dürfte er auch im allgemeinen erneuten Anfällen ausgesetzt sein. Es ist dies jedoch nicht so zu verstehen, als ob sich die Empfänglichkeit an sich durch die Anfälle mehrte. Vielmehr ist es die nach wiederholtem Fieber unvermeidlich eintretende Erschlaffung und Entkräftung des Körpers, die ihn gegen fernere Angriffe widerstandsloser macht. Die Gesichtsfarbe wird gelblich bis grünlich und nach schweren perniciösen Fiebern zeigt sich ein wahres Quittengelb.

Außer den Beeinträchtigungen, die der Magen erfährt, sind es besonders noch die Milz und die Leber, die unter den häufigen Fieberanfällen leiden und sich dann meist in beträchtlichem Grade vergrößern. Leberkrankheiten sind die gewöhnlichen Folgen eines längern Tropenaufenthalts. Ferner stellt sich allmählich eine hohe Reizbarkeit und Nervosität ein,

und wer viel Chinin geschluckt hat, wird auch unter einer ganz auffallenden Gedächtnißschwäche leiden.

Das einzige Mittel, um diese übeln Folgen wenigstens einigermaßen zu paralysiren, ist ein Klimawechsel.

Es ist häufig erörtert worden, ob sich dies in ersprießlicher Weise nicht auch an Ort und Stelle würde vornehmen lassen, und man hat da meist auf die hohen Gebirge, wie z. B. auf den Kilima-Ndjaro, hingewiesen. Ich zweifle nicht im geringsten, daß solche Punkte ganz wesentlich günstiger als die Tiefebenen gestellt und wahrscheinlich auch frei von Fieber sind. Aber immerhin ist dies noch nicht a priori als sicher anzunehmen und wäre es daher sehr erwünscht, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft durch Anlage einer Station auf den Höhen des Gebirges diese Frage einmal definitiv zur Entscheidung brächte. Im Anschluß an die Stationen Taweta und Aruscha dürfte dies nicht allzu schwer halten.

Von weitern absolut fieberfreien Punkten ist mir, abgesehen von der Somaliküste, in Ostafrika nur noch eine kleine Insel, Gr. Comoro, bekannt, die an den Abhängen des mächtigen, 2650 m hohen Vulkans ebenfalls die verschiedenartigsten Temperaturen bietet. Dieselbe ist jedoch leider an Frankreich verloren gegangen.

Es ist natürlich selbstverständlich, daß hinsichtlich der Häufigkeit und Heftigkeit der Fieber in den verschiedensten Districten die weitgehendsten Unterschiede existiren. Die miasmatischen Keime gedeihen hauptsächlich an feuchtwarmen, vor dem Winde geschützten Orten, an Stätten, an denen organische Substanzen der Verwesung und Vermoderung entgegengehen, und man muß bei dem Errichten von Baulichkeiten, Anlage von Stationen u. s. w. besonders auf Vermeidung solcher Oertlichkeiten bedacht sein. Die Mangrovesümpfe, bewaldete Flußniederungen, kleine Teiche und Moräste, enge, geschützte, feuchte Thälchen u. s. w. sind die schlimmsten Brutstätten des Fiebers.

Auch die Bodenverhältnisse spielen eine Rolle. So ist ein alluvialer Schwemmboden gesundheitlich immer ungünstig, während ein Sandboden oder noch besser felsiger Untergrund bei weitem vortheilhafter sind. Selbst die Winde können unter Umständen von Wichtigkeit werden, denn auch sie sind im Stande, Fieberkeime aus weitern Entfernungen herüberzutragen. Andererseits ist ein beständiger Luftzug jedoch auch wieder vortheilhaft, denn er verhindert eine eventuelle locale Ansammlung von gesundheitsschädlichen Miasmen, sodaß im allgemeinen die Wirkung des Windes als eine durchaus günstige zu betrachten ist.

Darnach ergibt sich als das Ideal für die Anlage eines Wohnhauses ein kleiner Hügel oder eine vorspringende Kuppe in oder am Rande eines offenen, möglichst wenig bewaldeten Terrains, das, frei von Sümpfen, doch von Wasseradern durchschnitten sein mag. Die directe Umgebung des Hauses soll durchaus von Gras und Gestrüpp gesäubert werden. Doch mag man einige hohe, breitästige Bäume stehen lassen oder dieselben sogar anpflanzen, um den directen Zugwind von dem Hause abzuhalten. Der Untergrund soll felsig sein und das Haus, wenn irgend möglich, auf Pfählen oder noch besser Steinpfeilern ruhen. Der hierdurch entstehende, mindestens 1 m hohe und dem ungehinderten Luftzuge ausgesetzte freie Raum soll weder zum Lagerplatz für die schwarzen Diener noch zu irgendwelchen andern Zwecken benutzt werden. Ich halte gerade diesen Punkt der Erhöhung des Hauses über den directen Untergrund für außerordentlich wichtig, und ist dies ja auch auf den hinterindischen Inseln sowol bei Eingeborenen als bei Europäern ganz allgemein an der Tagesordnung. Das Haus selbst soll, wenn irgend thunlich, aus Steinen oder Ziegeln erbaut und nur das Dach mag, wenn wenigstens die Decken der Zimmer durchaus mit Lehm verschlossen sind, aus Schilf oder Palmblättern hergestellt werden. Denn nur auf diese Weise ist es möglich, des vielen Ungeziefers, der Ratten und der Ameisen, wenigstens einiger-

maßen Herr zu werden. Häuser mit Eisenconstruction und Wellblechbedeckung, in Europa fertig gestellt, dürften sich als vorzüglich erweisen, wenn es gelingt, vermittelst doppelter Wände und Ausfüllen mit einem sehr schlechten Wärmeleiter (Asche, Torfstreu, Sand u. s. w.) dieselben in jeder Weise kühl zu machen.

Diesem, in kurzen Zügen entworfenen Ideale nähern sich von den mir zu Gesicht gekommenen Anlagen noch am meisten die französische Missionsstation Mrogoro an der Grenze von Ukami und die englische Hauptstation Magilla in Bondei; die Stationen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft sind sämmtlich sehr weit davon entfernt.

Auch den Jahreszeiten nach ist die Häufigkeit und Heftigkeit des Fiebers eine sehr verschiedene. Am gefürchtetsten sind die Monate nach der Regenzeit, wenn die weiten Ueberschwemmungsgebiete, die vielen Sümpfe und Moräste austrocknen, das Erdreich zerstäubt und die zahllosen Fieberkeime von dem Winde fortgeführt werden.

Es ist zweifellos, daß sich durch die fortschreitende Cultur eines Landes, durch Regulirung der Flüsse, Austrocknen der Sümpfe u. s. w. das Klima ganz bedeutend bessern kann. Zahlreiche Beispiele hierfür liegen aus den verschiedensten Theilen der englischen Colonien vor, obgleich neuerdings auch häufig Thatsachen constatirt worden sind, die das directe Gegentheil zu beweisen scheinen.

Ein mir genauer bekannter Fall betrifft die Insel Mauritius. Mauritius gehörte noch in den siebziger Jahren zu den klimatisch besonders bevorzugten Punkten. Fieber waren absolut unbekannt, sodaß derartige Kranke die Insel zu ihrer Wiederherstellung und Erholung aufsuchten. Ausgedehnte Zuckerrohrpflanzungen dehnten sich auf Mauritius aus und allmählich war das gesammte Küstenterrain in Cultur genommen. Da brachen plötzlich schwere, ganz außerordentlich heftige Fieberepidemien aus, die sich bisjetzt mit kurzen Unter-

brechungen auf der Insel gehalten und schon viele Opfer gefordert haben.

Hier liegen also ganz augenfällig die Verhältnisse so, daß mit der fortschreitenden Cultur des Landes das Fieber seinen Einzug gehalten hat. Man sagt nun, daß das Umbrechen und Beackern eines noch jungfräulichen Bodens immer vorübergehend die gesundheitlichen Verhältnisse der Gegend verschlechtere, indem sozusagen bei dieser ersten Lüftung des Erdreiches zahlreiche, seit alten Zeiten dort wuchernde miasmatische Keime endlich ihren Weg ins Freie fänden. Aber dies soll, und hierauf liegt der Nachdruck, unter allen Umständen nur ein vorübergehendes Stadium sein!

Wenngleich uns wol obige Erklärung als eine ziemlich rohe erscheinen wird, so dürfte sie doch in den Thatsachen das Richtige treffen. Ich selbst weiß aus Erfahrung, daß Landarbeit die schwerste in den Tropen ist, nicht wegen der damit verbundenen körperlichen Anstrengung, sondern wegen der Bodenausdünstungen, die man dabei einzuathmen gezwungen ist. Kopfschmerzen, selbst Fieber, sind die unvermeidlichen Folgen.

Für die Sanirung eines Ortes durch Culturabeiten bietet in unserm Vaterlande Wilhelmshafen ein lehrreiches Beispiel. Der Ort gehörte früher zu einem bedenklichen Wechselfieberherde, und während der Grundirungs- und Hafenarbeiten kamen massenhafte Erkrankungen vor. Jetzt dagegen ist das Fieber fast vollständig geschwunden.

Halten wir also fest, daß die Cultivirung eines Landes, besonders natürlich das Austrocknen der Sümpfe und Moräste, ohne allen Zweifel das Klima desselben in hervorragender Weise bessert, wenngleich hier und da vorübergehende Verschlechterungen eintreten mögen.

Seit längerer Zeit schon hat man auch versucht, das gesundheitsschädliche Klima gewisser Districte durch andere Mittel, wie z. B. durch Anpflanzungen bestimmter Gewächse, zu be-

einflussen. In erster Linie muß hier der australische Gummibaum, Eucalyptus globulus, angeführt werden. Von den verschiedensten Seiten, besonders von Italien aus, sind die überraschendsten Erfolge gemeldet worden und ganze Bezirke sollen durch diese Bäume nahezu fieberfrei geworden sein! Die Wirkung schrieb man meist einem von den Eucalyptusblättern producirten Specificum zu. Ich muß gestehen, daß mir diese Erfolge doch sehr zweifelhaft sind, wenigstens insoweit, als man sie auf die eben angeführte Art zu erklären sucht. Vielmehr möchte die Wirkung eine ähnliche sein, wie man sie in Ostafrika mit der Anpflanzung von Kokospalmen erzielt. Diese entziehen nämlich dem Boden sehr viel Wasser und sind so im Stande, allmählich ein Terrain trocken zu legen und auf diese Weise, indem sie den Fieberkeimen die günstigen Existenzbedingungen nehmen, direct auf das Klima des Bezirks einzuwirken. Noch in den siebziger Jahren ist von der französischen Mission in Bagamojo ein großer Sumpf mit 10000 Stück Palmen bepflanzt worden und hat sich in der Folge das Klima auch merklich gebessert.

In welcher Art und Weise man sich die Wirkung der Sonnenblume, Helianthus annuus, die eine reinigende und luftverbessernde sein soll, vorstellt, ist mir vollends unbekannt.

Nicht allein der Europäer, sondern auch der Neger leidet am Fieber, wenngleich bei weitem nicht in dem Maße, wie der erstere. Es muß dies noch besonders constatirt werden, da neuerdings nicht selten das gerade Gegentheil behauptet wird, allerdings meist von Leuten, die Afrika nie gesehen haben. Ein Neger, der am Fieber gestorben wäre, ist mir überhaupt nicht vorgekommen, wenngleich dies sowol von verschiedenen Reisenden berichtet wird, als auch aus der Statistik über die Gesundheitsverhältnisse der farbigen englischen Truppen zu ersehen ist. Es mag auch zugegeben werden, daß in der Stadt Sansibar relativ mehr Farbige wie Europäer am Fieber erkranken, da die erstern hier eng zusammengedrängt in

schmutzigen, dumpfen Gassen und die letztern in freigelegenen luftigen, hohen Häusern wohnen. Aber auf dem Festlande, unter analogen Verhältnissen, steht der Europäer ganz unvergleichlich viel ungünstiger. Er wird stets viel häufiger und viel schwerer am Fieber erkranken; darüber kann auch nicht der mindeste Zweifel sein. Ja, es scheint mir sogar, daß sich der Neger für den betreffenden Bezirk, wo er geboren ist, wo er lebt, wo er stets die gleichen Beschäftigungen verrichtet, in gewisser Weise dem Klima angepaßt hat. Erst wenn man ihn aus seinem Lande, aus seinem gewohnten Leben und seinen gewohnten Beschäftigungen herausreißt, wird auch er leichter vom Fieber befallen.

Diese gewissermaßen örtliche Acclimatisation führt uns auch zu der Frage nach dem eigentlichen Charakter des afrikanischen Fiebers. Ich habe früher schon betont, daß wir es hier nicht mit dem typischen Wechselfieber zu thun haben, daß vielmehr die einzelnen Anfälle und auch die Nebenerscheinungen durchaus schwankende sind. Es dürfte nicht unwahrscheinlich sein, daß sich unter dem Namen des Malariafiebers überhaupt noch verschiedene Krankheitsformen bergen, die nur das eine, die fieberhafte Erhöhung der Temperatur, als das Gemeinsame haben. Hoffen wir, daß recht bald mehr Klarheit in diese Verhältnisse kommt und daß es uns dadurch vielleicht gelingt, die Krankheit wirksamer zu bekämpfen. Denn solange wir nicht des Fiebers auf die eine oder andere Weise Herr zu werden vermögen, solange wird auch der Europäer Ackerbau in Ostafrika zu treiben nie im Stande sein.

Einer Eigenthümlichkeit des afrikanischen Fiebers mag hier noch gedacht werden, die darin besteht, daß rege Thätigkeit und körperliche Anstrengung einen Schutz gegen dasselbe abzugeben scheinen. Wenigstens ist es eine feststehende Thatsache, daß jeder Colonist oder Reisende, der vom Festlande nach Sansibar herüber kommt, um sich dort zu erholen, nach einigen

Tagen schweren Fieberanfällen ausgesetzt ist. Dies geht sogar soweit, daß Reisende, die während eines kurzen Aufenthalts im Lande nur unbedeutend unter dem Fieber zu leiden hatten, die schwersten Anfälle erst auf der Heimfahrt auf dem Schiffe zu überstehen haben.

Ueberhaupt können sich die Fieberkeime im Körper sehr lange conserviren und nach vielen Wochen kann der nach Europa Heimgekehrte plötzlich wieder von einem Fieberanfall heimgesucht werden, der unter Umständen, wie dies ja leider bei dem um die Kenntniß Ostafrikas so hochverdienten Dr. Fischer der Fall gewesen ist, sogar den Tod herbeiführt.

Die zweite Klasse der Erkrankungen, denen der Europäer in den Tropen, also auch in Ostafrika, besonders ausgesetzt ist, sind die des Magens und des Darmtractus. Hier ist die ganze Reihe von dem leichten acuten Magenkatarrh bis zur schweren Dysenterie vertreten. Die außerordentliche Häufigkeit dieser Krankheiten, besonders auf dem Festlande, ist natürlich eine Folge der theils ungewohnten, theils unzureichenden Nahrungsmittel. Es ist ja so außerordentlich schwer, in der Auswahl der Nahrungsmittel, selbst wenn uns Genügendes zu Gebote steht, was natürlich bei den Colonisten oder Reisenden nur selten der Fall ist, das Richtige zu treffen. Die widerstreitendsten Ansichten stehen sich hier gegenüber. Soll man in den Tropen mehr Fleisch oder mehr Gemüse essen, soll man seine gewohnte Lebensweise fortsetzen oder soll man sich diejenige der Eingeborenen zum Muster nehmen und so fort.

Die Engländer leben in Indien genau so wie in England und passen sich also nicht im mindesten der Lebensweise der Eingeborenen an. Ob sie damit große Erfolge aufzuweisen haben, dürfte aber auch zweifelhaft sein.

Meiner Ansicht nach sollte der Europäer anfangs nach Möglichkeit bestrebt sein, seine gewohnte Lebensweise fortzusetzen und sich dann erst ganz allmählich der vereinfachten

der Eingeborenen nähern, d. h. vor allen Dingen einen Theil des Fleisches durch Leguminosen, Gemüse u. s. w. ersetzen. Fett jedoch soll er sofort zu meiden suchen. Denn während die Eiweißgruppen, wie sie im Fleisch und in den Leguminosen enthalten sind, im Körper hauptsächlich organbildend wirken, sind es die Fette und die Kohlehydrate, die der Hauptsache nach nur Wärme produciren. Nun aber stellen die Fette, die von der Galle verseift werden müssen, bedeutend höhere Ansprüche an die Verdauungsdrüsen des Körpers als die Kohlehydrate, und da jene Drüsensecretionen schon unter den Einwirkungen des Tropenklimas an sich zu leiden haben, so ist ein Genuß von Kohlehydraten (Reis, Mehl, Leguminosen zum Theil) bei weitem dem der Fette vorzuziehen. Der Neger ißt so gut wie gar kein Fett. Er zieht das trockene Ziegenfleisch aus diesem Grunde dem Hammelfleisch vor, und selbst wenn er sich einmal dazu versteht, das letztere zu verspeisen, so wird sorgfältig auch das kleinste Stückchen Fett entfernt. Das Schwein, welches in wilden Varietäten in Ostafrika ziemlich häufig auftritt, ist ihm der Inbegriff des Entsetzens.

Als ich einstmals einen meiner Kameraden sehr schwer am Fieber erkrankt vorfand, belehrte mich mein schwarzer Führer und Vertrauter Ramassan, daß ich mich in diesem Falle nicht zu wundern brauche. Alle Leute hätten ihm erzählt, daß jener Weiße jene bekannten großen, ganz von Fett strotzenden Vögel gegessen hätte, und da könne es ja nicht ausbleiben, daß man krank würde.

Noch mehr soll man sich aber vor dem Genusse geistiger Getränke hüten, nach welchen man übrigens in normalen Verhältnissen auch gar kein Verlangen trägt. Diese Regel ist so allbekannt, daß es überflüssig wäre, darüber noch Worte zu verlieren. Gewiß wird ein Gläschen guten Weins gegen Abend nicht schaden und einem geschwächten Körper sogar gut thun. Aber ein systematisches Vertilgen alkoholischer Getränke ist ein Unfug, der nicht scharf genug zu verurtheilen

ist und der sich stets bitter rächen wird. Meinerseits würde ich es schon nicht gestatten, das Trinkwasser, wie es so häufig geschieht, immer durch einen Schluck Whisky oder Rum zu „verbessern".

Auch hinsichtlich der Gewürze bestehen große Meinungsverschiedenheiten. Sicher ist es, daß man nach scharfen Speisen, nach Pickles, Curry u. dgl., in den Tropen ein großes Verlangen trägt. In Indien befriedigen die Engländer sowol wie die Holländer dasselbe auch rücksichtslos; ob es in gesundheitlicher Beziehung dem Körper förderlich ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

Ist der Magen oder der Darm einmal erkrankt, so sollte man, wenn irgend angängig, sofort mit der äußersten Vorsicht leben, d. h. sich vor jeder Erkältung des Unterleibes und allen Diätfehlern hüten. Sehr häufig ist dies indeß absolut unmöglich, und daher ziehen sich diese Erkrankungen dann auch so lange Zeit hin. Der geschwächte Darm ist schließlich nicht mehr im Stande, neuen Krankheitskeimen, welche in ihn eindringen, Widerstand zu leisten, und so sehen wir, wie es auch bei der Cholera beobachtet ist, daß chronische Magen- und Darmkatarrhe häufig die Vorläufer für die tiefgreifenden, zerstörenden Erkrankungen des Dickdarms sind, welche wir mit dem Namen der Dysenterie belegen. Schon elend und erschöpft, vermag der Körper dieser neuen Attake nicht zu widerstehen und geht bald zu Grunde. Die Dysenterie ist für den Europäer eine ganz gefährliche Krankheit, der auch ein noch gesunder Organismus häufig unterliegt. Dem Fieber kann man unter Umständen lange standhalten, die Dysenterie bringt einen in ein paar Tagen an den äußersten Rand der Erschöpfung, und weitab in der Wildniß, ohne sorgfältige Pflege, sind jedenfalls die Chancen für eine Wiederherstellung ziemlich gering. Schon seit längerer Zeit jedoch ist die Radix Ipecacuanhae mit großem Erfolge gegen die Dysenterie angewandt worden, sodaß sich vielleicht mit Hülfe

dieses Mittels die Gefahren der Erkrankung bedeutend verringern werden.

Ebenso wie der Neger dem Fieber, so ist er auch der Dysenterie unterworfen, wenngleich ebenfalls in geringerm Grade als der Europäer. Bei dem Neger verläuft die Krankheit meist gutartig, und wenn auch in einem Orte wie Sansibar die Dysenterie unter den Eingeborenen nie ganz aufhört, so sind doch echte Epidemien kaum je beobachtet worden.

Das Feld der Hautkrankheiten ist ein ziemlich weites, obgleich für den Europäer in Ostafrika eigentlich nur eine Form, der sogenannte rothe Hund, in Betracht kommt.

Der rothe Hund, angeblich eine entzündliche Schwellung der Schweißdrüsen, wahrscheinlicher wol eine Art Friesel, tritt besonders heftig während der Regenzeit auf, wo infolge des großen Feuchtigkeitsgehalts der Luft die Verdunstung an der Hautoberfläche sehr gehindert ist. Das salzige Schweißsecret übt dann einen bedeutenden Reiz auf letztere aus, und es bilden sich auf rothem Grunde kleine Bläschen, die in schwerern Fällen schließlich in Vereiterung übergehen und auch wol miteinander confluiren. Dieser an sich durchaus gefahrlose Ausschlag wird zu einer unangenehmen Plage durch den starken Juckreiz, den er im Gefolge hat. Wird derselbe so stark, daß sogar der Schlaf dadurch wesentlich beeinträchtigt wird, so ist eine immer zunehmende Nervosität und Erschlaffung des Körpers die Folge. Vermehrte Blutzufuhr nach der Haut, wie dies beim Gehen, Niesen, Essen und Trinken erfolgt, erhöhen das Jucken ganz bedeutend. Therapeutische Maßnahmen erweisen sich hier als ziemlich machtlos. Große Reinlichkeit, Waschungen mit schwachen Salicyllösungen, Pudern der Haut mit Reismehl, eventuell mit etwas beigemischter Zinkblüte, und besonders auch leichte Kleidung mit Vermeidung von Wolle werden immerhin Erleichterung gewähren.

Als bemerkenswerth mag noch hinzugefügt werden, daß unter den Europäern allgemein der Glaube herrscht, rother

Hund und Fieber seien miteinander nicht vereinbar. So lange man vom rothen Hund befallen sei, würde man vom Fieber verschont bleiben.

Ob auch die Neger unter dieser Erkrankung leiden, vermag ich nicht zu sagen. Wahrscheinlich ist es nicht, obgleich andere Arten von Hautkrankheiten, unter denen zweifellos viele den verschiedenartigsten Parasiten ihren Ursprung verdanken, nicht selten beobachtet werden können. Durch allerlei Umschläge und Einreibungen sucht man sie zu heben. Sehr häufig sind große Hautgeschwüre, ferner Schwellungen und Vereiterungen der Drüsen. Die erstern sind in Ostafrika meist von einem sehr bösartigen Charakter; sie haben das Bestreben, sich sowol seitlich wie nach der Tiefe hin auszudehnen und auch darunter liegende Knochentheile zum eiterigen Zerfall zu bringen. Mit Vorliebe werden die Extremitäten, besonders die Unterschenkel, von solchen Geschwürbildungen befallen, und häufig erweisen sich alle Versuche des Arztes, der verheerenden Wirkung derselben Einhalt zu thun, als machtlos. Stellenweise scheinen wahre Epidemien solcher Geschwüre auszubrechen und mancher Reisende hat schon zahlreiche seiner Träger daran zu Grunde gehen sehen.

Auch der Europäer ist den Geschwürbildungen sehr ausgesetzt, und besonders bei anämischen, vom Fieber geschwächten Personen nimmt jede auch noch so kleine Wunde gleich einen bösartigen Charakter an. Die äußerste Umsicht und Reinlichkeit bei selbst unbedeutenden Verletzungen ist daher immer zu empfehlen. Bei dem Neger heilen unter antiseptischer Behandlung einfache Wunden meist sehr schnell und gut.

Erkrankungen anderer Art, besonders auch der Athmungsorgane, kommen in Ostafrika kaum vor. Ebenso gehören Erkältungen, Schnupfen u. s. w. zu den Ausnahmen, da die sie bedingenden schädlichen Einflüsse statt dessen meist ein Fieber hervorrufen. In gewisser Weise kann man daher in der That das Fieber als ein Analogon unserer Erkältungen betrachten,

wenngleich man sich natürlich hüten muß, beides, wie es auch schon geschehen ist, einfach zu identificiren.

Zu erwähnen ist noch der Sonnenstich. Diese, durch zu starke Insolation des Kopfes, besonders des Nackens, hervorgerufene Hyperämie der Gehirngefäße führt sehr häufig in kurzer Zeit zum Tode. In Ostafrika werden die Europäer von dieser Krankheitsform doch nicht so selten befallen, wie es neuerdings von andern Tropengegenden behauptet wird. Während meines Aufenthalts sind mir vier Fälle bekannt geworden, von denen drei tödlich endeten. In allen diesen Fällen ging jedoch eine hochgradige Erschöpfung des Körpers durch Marschiren damit Hand in Hand, sodaß wahrscheinlich der Insolation allein die Schuld nicht zuzuschreiben ist. Der Neger scheint niemals vom Sonnenstich befallen zu werden.

Dagegen sind die Pocken eine Krankheit, die sowol in Sansibar wie auf dem Festlande häufig in erschreckender Weise unter den Eingeborenen wüthet. Pocken herrschen das ganze Jahr über, zu gewissen Zeiten schwächer, zu andern stärker; hie und da selbst den Charakter echter Epidemien annehmend. Die Sterblichkeit ist sehr bedeutend, da meist schwere Fälle vorliegen und die Leute dem Verlaufe der Krankheit vollständig machtlos gegenüberstehen. Dabei ist der Leichtsinn, den die Gesunden den Erkrankten gegenüber an den Tag legen, außerordentlich groß. Von einer Isolirung des Kranken ist nur in Ausnahmen die Rede; meist wird derselbe in seiner Hütte, inmitten seiner Angehörigen belassen. Ja, im Nothfalle geht derselbe sogar seinen Beschäftigungen nach. Ist es mir doch selbst vorgekommen, daß ich auf dem Festlande mit meiner kleinen Expedition tagtäglich eine, mit mir den gleichen Weg nehmende, aber immer zu früherer Stunde aufbrechende Karavane eines Arabers überholte, an deren Queue sich acht Tage lang ein über und über mit Pockengeschwüren bedeckter Junge dahinschleppte. Täglich streiften meine Leute an ihm vorbei, täglich passirten wir dieselben Büsche und Gräser,

und es dauerte natürlich nicht lange, bis eines schönen Tages auch zwei meiner Leute erkrankt waren.

Die Pocken spielen in dem Leben des Schwarzen eine bedeutende Rolle und sobald er sich ernstlich unwohl fühlt und besonders über verdächtige Kreuzschmerzen zu klagen hat, wird sofort ein altes, besonders auf die Erkennung jener Seuche dressirtes Weib geholt, welches nach eingehender Inspicirung sein Urtheil abgibt. Anhaltspunkte scheinen hier besonders die Arme und die Kopfregion zu bieten. Lautet das Urtheil bejahend, so bereitet sich der Patient auf den Tod vor, d. h. er begibt sich, wenn irgend möglich, zu seinen Anverwandten.

Während ich mich in Pangani aufhielt, wurde mir eines Tages berichtet, einer meiner kleinen Diener fühle sich sehr unwohl. Ich konnte außer Fiebertemperatur nichts Auffallendes constatiren; aber das alte Weib erklärte, daß der Mann die Pocken bekommen würde. Mit Ergebung hörte der Junge dieses Urtheil an und bat nur, ich möchte ihn doch schleunigst auf eine zur Abfahrt nach Sansibar bereit liegende Dhau schaffen lassen; denn wenn er einmal sterben müsse, so wolle er wenigstens bei seiner Familie sein. Ich will übrigens hinzufügen, daß das alte Weib hier doch unrecht hatte, wie mir der Junge selbst späterhin gesund und munter berichtete.

Ein Europäer ist nur in seltenen Ausnahmefällen einer Pockenerkrankung ausgesetzt; mir ist nur ein Fall aus Sansibar bekannt geworden.

Die verschiedenen specifischen Krankheiten sind unter der einheimischen Bevölkerung, sowol Negern wie Arabern, sehr verbreitet. Lues gehört auf dem Continente zu den Ausnahmen, während sie in Sansibar selbst viel häufiger ist. Es scheint jedoch, daß die Eingeborenen die Krankheit wirksam zu bekämpfen wissen; wenigstens sind Deformationen, Caries der Knochen u. s. w. kaum zu beobachten.

Der Hauptsache nach handelt es sich um die Blennorrhoea

urethrae, die allerdings in wahrhaft erstaunlicher Häufigkeit auftritt. Heilmittel sind hier Abgüsse und Decocte einiger Blätter und Wurzeltheile, wahrscheinlich Astringentien, die, wenn man nach dem meist gutartigen und schnellen Verlauf der Krankheit urtheilen darf, in der That eine Wirkung auszuüben scheinen. Zweifellos mit obiger Erkrankung in engem Zusammenhange stehend sind die ebenfalls ganz außerordentlich häufigen Hydrocelen, die nicht selten die Größe eines Kinderkopfes erreichen. Hiergegen scheinen die Leute ziemlich machtlos zu sein, da sie operative Eingriffe natürlich nicht ausführen.

Die sehr häufig anzutreffende einseitige oder doppelte Erblindung ist zum großen Theil auf die Unreinlichkeit der Leute bei den obenerwähnten Erkrankungen zurückzuführen. Andere Augenkrankheiten, Entzündungen u. s. w. sind jedoch ebenfalls verbreitet, und auch der reisende Europäer hat nicht selten damit zu kämpfen.

Zum Schluß mag hier noch einer ausgesprochen tropischen Krankheit, der Elephantiasis, Erwähnung geschehen. Sowol Neger wie Araber, unter letztern auch der Sultan von Sansibar selbst, haben unter derselben zu leiden; die Araber jedoch in höherm Grade. Die Krankheit besteht in einer Infiltration und Verdickung der Haut, welche in den bei weitem häufigsten Fällen an den untern Extremitäten platzgreift. Das Bein wird also dicker und dicker, sodaß in den schwersten Fällen das Gehen vollständig unmöglich wird. In fortgeschrittenern Stadien ist eine Heilung ausgeschlossen.

Die Heilkünste sowol der Araber wie der Neger liegen, wie aus dem vorstehenden Kapitel zur Genüge hervorgeht, ziemlich im Argen. Wenn man die Pocken, die specifischen, die Haut- und Augenkrankheiten außer Betracht läßt, so kennen die Leute eigentlich nur zweierlei: Leib- und Kopfschmerzen. Bana, tumbo oder kitschua kinauma ist die stereotype Phrase, die einem auf jede Frage nach der Art der Erkrankung als Antwort wird. Die Leibschmerzen sucht man in erster Linie

durch Massiren, worin es die Leute übrigens zu einer außerordentlichen Geschicklichkeit gebracht haben, und dann durch Tränke und Latwergen, auch wol durch Brennen, zu heilen. Gegen die Kopfschmerzen geschieht gemeiniglich gar nichts. Inwieweit das besonders bei Weibern häufig zu beobachtende Beschmieren des Kopfes wie auch der Augengegend mit Kalk oder andern sehr widerliche Erinnerungen wachrufenden Gemischen medicinischen Zwecken dient, lasse ich dahingestellt. Das erstere soll hauptsächlich der dadurch zu erreichenden Kühle wegen executirt werden, und so abscheulich uns Europäern ein derartig beschmierter Kopf erscheint, so wenig wird der Neger daran Anstand nehmen.

Von operativen Eingriffen ist neben dem Brennen nur das Schröpfen und eine Art Baunscheidtismus gebräuchlich, beides gleichmäßig bei durch irgendwelche Ursachen hervorgerufenen Muskelschmerzen angewandt. Das Baunscheidtiren geschieht einfach durch zahlreiche kleine Einschnitte in die Haut, die auch wol noch mit scharfen Substanzen eingerieben werden. Das Schröpfen geht in der Weise vor sich, daß das oben durchlöcherte Gehörn einer Ziege auf den Einschnitt der Haut aufgesetzt und nun die Luft ausgesogen wird, um darauf die Oeffnung sofort mit Wachs zu verschließen.

Das Heilmittel kat' exochen aber, der Anfang und das Ende aller Wissenschaft, ist das Zaubermittel. Bei den Mohammedanern besteht es meist darin, daß ein mit Ruß, Safran oder andern Substanzen auf einen Teller geschriebener Koranspruch mit Wasser oder sonstigen Flüssigkeiten aufgelöst und dann diese Lösung getrunken wird. Bei den heidnischen Negern ist es ein besonderer Zauberer und Medicinmann, der unter allem möglichen Hokuspokus seine Beschwörungen ausführt und dem Kranken alle möglichen und unmöglichen Substanzen zu verschlucken gibt.

Seine Glanzrolle feiert dieser Zauberer aber bei dem Teufelaustreiben. Das vom Teufel Besessensein ist nämlich

eine sehr verbreitete „Krankheit", und zwar sind es gewöhnlich Weiber, die in diesen Zustand verfallen. Die Betreffenden sitzen dann meistens stumm und tiefsinnig da, wälzen sich aber auch wol unter allen Zeichen des Schmerzes grunzend und stöhnend am Boden. Was aber eigentlich in ihnen vorgeht, vermag man niemals zu erfahren. Pepo, bana, pepo, bana, ist das einzige, was man im glücklichsten Falle zu hören bekommt. Zu verschiedenen malen habe ich Gelegenheit gehabt, derartige Personen zu beobachten, und im Negerviertel Sansibars, in Ngambo, existirt ein besonderes Haus, in dem dieser Pepo ausgetrieben wird. Dies geschieht in der Art, daß unter der Aegide und den geheimnißvollen Manipulationen des Zauberers der größtmöglichste Lärm mit Pauken, Blechen u. s. w. aufgeführt wird. Eventuell muß die Betreffende tagelang hungern und auch wol tanzen, bis sie umfällt. Im Nothfalle jedoch entflieht der Pepo auch ohne all dieses Getön!

Man wird der Wahrheit nahe kommen, wenn man diese Zustände als hysterische auffaßt, um so mehr, als sie immer nur einen vorübergehenden Charakter tragen und an eine systematische Heuchelei wol nicht zu denken ist. —

Es dürfte nach den Erörterungen des vorstehenden Kapitels wol nicht mehr nöthig sein, nun noch einmal im besondern auf die sich für den Europäer in den Tropen am meisten empfehlende Lebensweise einzugehen. Nur einige Bemerkungen über die Kleidung mögen folgen.

Der Kopf soll gegen die Strahlungen der Sonne immer durch eine geeignete Bedeckung geschützt sein. Die Matrosen unserer Marine bedienen sich einfacher Strohhüte, eventuell mit Nackenschleier. Aber gerade letztere Objecte habe ich nicht sehr vortheilhaft gefunden, denn sie erwärmen die Nackengegend außerordentlich. Besser sind entschieden die von den Engländern eingeführten Tropenhüte oder Helme, die, mit Kork- oder Filzeinlagen versehen, sowol Kopf wie Nacken genügend schützen.

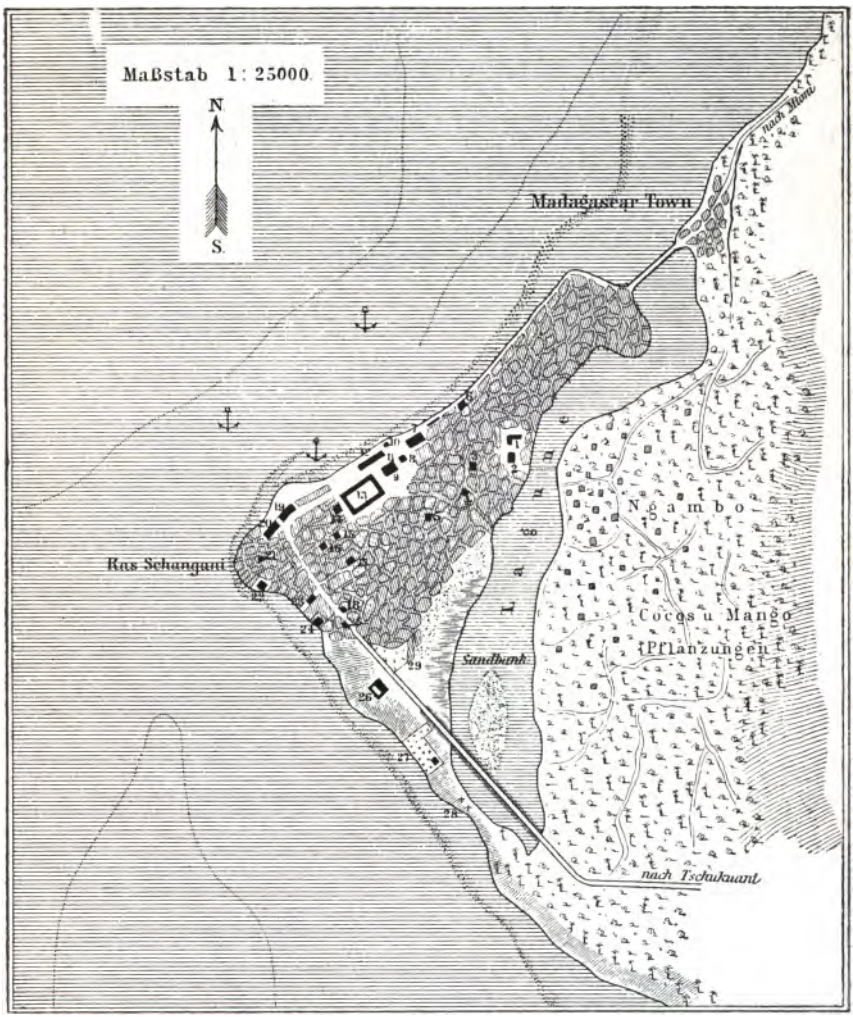
Was die eigentliche Kleidung anlangt, so soll sie ohne alle

Frage von heller, wenn möglich weißer Farbe und nicht, wie es früher bei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gebräuchlich, dunkelblau sein. Ob Wolle, Baumwolle oder Leinen, ist eine vielumstrittene Frage, die bei der Unterkleidung von noch größerer Wichtigkeit wird. Hinsichtlich der Oberkleider scheint mir dieselbe von untergeordneter Bedeutung. Ich empfehle sowol der größern Leichtigkeit als Haltbarkeit wegen Baumwolle, allenfalls auch Leinen. Hinsichtlich der Unterkleider gebe ich zu, daß Wolle entschieden vorzuziehen ist, und sind die dünnsten Nummern der sogenannten Jägerhemden recht wohl geeignet. Man wird bei dem Tragen von Wolle Erkältungen entschieden weniger als bei Baumwolle ausgesetzt sein, ganz abgesehen davon, daß bei dem starken Transspiriren die Wolle für den Körper im allgemeinen auch angenehmer ist. Andererseits jedoch übt dieselbe einen weit stärkern Reiz auf die Körperoberfläche aus als die Baumwolle, und wer eine empfindliche Haut besitzt, dem wird die Wolle häufig als eine große Plage erscheinen. Bei Ausbruch von Hautkrankheiten muß man jedenfalls sofort das Wollregime verlassen und sich der Baumwolle, oder auch der Seide, zuwenden.

Im übrigen ist die goldene Regel für die Gesundheit hier wie überall: Vorsicht, Mäßigkeit und Reinlichkeit! Dem Reisenden und auch dem Colonisten sind ja meist durch die Natur der Verhältnisse sehr enge Grenzen gesteckt. Selbst beim besten Willen wird es ihnen nicht immer möglich sein, die als richtig erkannten Regeln einzuhalten. Aber wenn sich jeder nach besten Kräften bemüht, wenn er vor allen Dingen einsehen gelernt hat, daß mit Vorsicht und Energie doch mehr als mit Tollkühnheit und Schneidigkeit zu erreichen ist, so wird manches Menschenleben uns erhalten bleiben und auch die Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft werden nicht mehr eine so hohe Sterblichkeitsziffer wie bisher aufzuweisen haben.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

PLAN VON SANSIBAR.



1 Englische Kirche. 2 Engl. Mission. 3 Haus des Taria Topan. 4 Haus von W. Hintzmann. 5 Usagara-Haus II. 6 Französ. Hôtel. 7 Harem. 8 Alter Palast des Sultans. 9 Neuer Palast des Sultans. 10 Leuchtthurm. 11 Flaggenmast. 12 Zollhaus. 13 Fort. 14 Haus von Hansing & Comp. 15 Ital. Consulat. 16 Franz. Mission. 17 Usagara-Haus III. 18 Usagara-Haus I. 19 Haus von Wilh. O'Swald & Co. 20 Engl. Consulat. 21 Engl. Post. 22 Franz. Consulat. 23 Deutsches Consulat. 24 Franz. Krankenhaus. 25 Haus von Heinrich Adolf Meyer. 26 Neue Caserne. 27 Indischer Kirchhof. 28 Deutsche Gräber. 29 Garten des Sultans.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Von Sansibar zum Tanganjika.

Briefe aus Ostafrika

von

Dr. Richard Böhm.

Nach dem Tode des Reisenden nebst einer biographischen Skizze des Verstorbenen herausgegeben von

Hermann Schalow.

Mit einem Porträt und einer Karte. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Wer die Landschaft in Deutsch-Ostafrika aus prächtigen, packenden Schilderungen kennen lernen will, der nehme diese Briefe zur Hand; hier wird er finden, was ihm die zahlreichen Berichte über die deutschen Gebiete in Ostafrika nicht bieten: lebenswahre Gemälde von Land und Leuten in meisterhafter Darstellung. Ein kühner Forschergeist, ein echt deutsches, warmes Gemüth spricht aus diesen Briefen. Der Verfasser, ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Naturforscher, bereiste Afrika vier Jahre lang, wurde aber durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft.

Der Kilima-Ndjaro.

Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika.

Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und commerziellen Verhältnisse sowie der Sprachen des Kilima-Ndjaro-Gebietes.

Von **H. H. Johnston.**

Aus dem Englischen von **W. von Freeden.**

Mit Porträt, über 80 Abbildungen und 4 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

H. H. Johnston hat sich als einer der bedeutendsten Reisenden und unterhaltendsten Erzähler bekannt gemacht. Das vorliegende Reisewerk hat für deutsche Leser ganz besondern Werth, weil darin namentlich die deutschen Schutzgebiete des östlichen Aequatorial-Afrika, in welchen die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft ihre Colonisationspläne zu verwirklichen beginnt, sowie die dort heimischen Volksstämme durch Wort und Bild eingehend geschildert werden. Ein eigenes Kapitel erörtert die Aussichten, die sich für den europäischen Handelsverkehr mit Ostafrika darbieten.

Durch Massai-Land.

Forschungsreise in Ostafrika

zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaro und Victoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884 von

Joseph Thomson.

Aus dem Englischen von **W. von Freeden.**

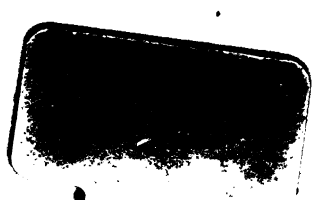
Mit 62 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Joseph Thomson hat als der erste Europäer das von raub- und mordsüchtigen Volksstämmen bewohnte Massai-Land in seiner ganzen Länge durchreist und dadurch ein geologisch wie commerziell höchst wichtiges Stück Innerafrikas unserer Kenntniß erschlossen. Die frisch und anziehend geschriebene Schilderung dieser Reise, mit Abbildungen und Karten reich illustrirt, reiht sich den werthvollsten Werken an, welche die Aufhellung des dunkeln Welttheils für die europäischen Nationen vermitteln.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

4 Plates
1 Plan
a. S.



G.E. LIBERT & CO. NEW YORK